Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben
unter
Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXXI. Jahrgang. 12. Band.

Neue Horizonte.

Historischer Roman aus der Gegenwart

von

A. Mels,

Verfasser von „Unsichtbare Mächte".

Zweite Abtheilung.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1876.

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXXI. Jahrgang. 12. Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1876.

Neue Horizonte.

Historischer Roman aus der Gegenwart

von

A. Mels,

Verfasser von „Unsichtbare Mächte"

Zweite Abtheilung.

Erster Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1876.

Erstes Kapitel.

Aus der kaiserlichen Familie.

Seit einem Jahre oder wenig mehr lebte in Paris das seltsamste Ehepaar, das man sich nur vorstellen konnte. — Es ist soviel über die Art und Weise, wie diese beiden Leute sich gefunden hatten, erzählt und geschrieben worden, daß wir es kaum für nöthig halten, noch etwas darüber hinzuzufügen, und der Leser wird es begreifen, wenn wir ihm die Namen der beiden Gatten, von denen wir sprechen, nennen: — es war der Prinz Jérome Napoleon, der Sohn des ehemaligen Königs von Westfalen und seine Gemahlin, die Prinzessin Clothilde, die Tochter des Königs Victor Emanuel, der sich damals immer noch König von Sardinien nannte.

Wie diese Ehe zu Stande gekommen, wird wohl

ewig ein Räthsel bleiben. — Nicht allein, daß der Prinz vorher nie die Prinzessin gesehen hatte und umgekehrt, war das Seltsamste; — aber als ein Unterhändler dem König Victor Emanuel begreiflich machte, daß eine Familienverbindung mit dem Hause Bonaparte die letzte Garantie einer Allianz der beiden Länder sei, und dieser es eingesehen und auch seiner Tochter mitgetheilt hatte, refusirte dieselbe mit einer so ausgesprochenen Entschiedenheit die ihr vorgeschlagene Ehe, daß man ein Optimist der eigenthümlichsten Sorte hätte sein müssen, um vorauszusehen, daß der Widerstand der jungen Fürstin so schnell besiegt werden würde. — Man glaubte nicht, daß der Vater eines jener Mittel anwendete, wie man sie in Romanen liest, um seine Tochter zu zwingen, eine antipathische Ehe einzugehen.

Der König Victor Emanuel, er mag in seinem Privatleben so viele Fehler haben, wie nur möglich, ist ein gütiger — ja noch mehr, der beste Vater, den man sich vorstellen kann. — Als die Prinzessin Clothilde ihm geantwortet hatte, daß es ihr ganz unmöglich sei, den Prinzen Napoleon zu heirathen, zuckte er mit den Achseln und theilte seinem Ministerpräsidenten, sowie dem Unterhändler dieser Ehe, der kein anderer war, als der Graf Arese, mit, daß der Plan aufgegeben

werden müsse, da seine Tochter sich entschieden weigere, eine Rolle in der Ausführung desselben zu übernehmen.

Arese, wie wir früher sagten, ein, bis zum Äußersten ideal angelegter Charakter, begnügte sich vollkommen mit dieser Antwort, — nicht so Cavour! Für den Staatsmann, der große und weittragende Ziele vor Augen hatte, durfte ein Mädchenherz kein Hinderniß sein, um von seinem einmal gefaßten Plane abzuweichen. Er erklärte dem König mit Entschiedenheit, daß Vieles, — vielleicht Alles auf dem Spiele stehe, wenn es ihm nicht gelinge, den Sinn der Prinzessin zu ändern. Er verhinderte auch Arese, augenblicklich an den Kaiser Napoleon zu telegraphiren, daß der Plan gescheitert sei und bat sich noch einige Zeit aus, um diesem eine Entscheidung mittheilen zu können.

Victor Emanuel machte seiner Tochter einen zweiten Besuch. Er wiederholte ihr fast Wort für Wort von dem, was sein Minister ihm gesagt hatte. — Er ließ sich sogar mit ihr in eine politische Discussion ein, jedoch die Prinzessin antwortete:

„Fordern Sie mein Leben, Sire, und ich bin erbötig, es augenblicklich aufzuopfern, aber ich kann nie meine Hand dem Prinzen Napoleon reichen.“

Da ließ der König wiederum seine Rathgeber

kommen, um ihnen den zweiten Mißerfolg seines Unternehmens bei seiner Tochter mitzutheilen.

Jetzt war guter Rath theuer. — Cavour hatte einen genialen Gedanken.

„Sire“, sagte er, „Ihre königliche Hoheit, die Prinzessin Clothilde, kennt den Prinzen Napoleon nur vom Hörensagen. Der Prinz ist und war stets ein Lebemann; — Eure Majestät werden das begreifen, aber die Prinzessin wird wahrscheinlich Dinge gehört haben, die ein junges Mädchen im höchsten Grade scandalisiren.“

Der König nickte mit dem Kopfe. Er wußte nur zu gut, was das bedeute, ein Lebemann zu sein.

„Am Hofe Eurer Majestät“, fuhr Cavour fort, „hat die Prinzessin kaum Gelegenheit gefunden, Leute von solchem Schlage zu sehen.“

Der König lächelte und biß sich in die Spitze des Schnurrbartes.

„Vielleicht doch“, sprach er dazwischen.

„Daß ich nicht wüßte“, erwiderte Cavour mit der ernstesten Miene der Welt, „und wenn ihr unter den jungen Cavalieren auch von diesem oder jenem so etwas gesagt worden ist, so war es doch wahrscheinlich nur von denen, die das Abzeichen ihrer Ausschweifungen in ihrem ganzen Wesen trugen und so jeder

Sympathie baar bleiben. — Die Prinzessin kann sich nicht vorstellen, daß man einen schlechten Ruf haben und doch ein gefälliger, liebenswürdiger, — ja edler Mann sein kann! Ich würde also vor allen Dingen bitten, keine definitive Entscheidung zu treffen, — den Kaiser Napoleon nicht durch ein schroffes Nein zu beleidigen und einfach zu melden, daß es doch wohl nothwendig sei, daß die beiden künftigen Gatten sich vorher kennen lernen. — Seine Majestät der Kaiser ist, wie wir alle wissen, ein Idealist. — Er hat einen tiefen Abscheu gegen jegliche Art von Convenienzheirathen."

„Da hat er bei Gott ganz Recht", unterbrach ihn der König, indem er die Stirn furchte und eine trübe Erinnerung mit Gewalt verscheuchte.

„Nun also", fuhr Cavour fort, „wird er es selbstverständlich finden, und wenn auch nichts anderes damit erreicht wird, so haben wir doch vorläufig Zeit gewonnen und können irgend einen anderen Plan ersinnen, um des Wohlwollens der kaiserlichen Regierung gewiß zu sein. — Ich möchte also Eure Majestät bitten, den Prinzen in bester Form einladen zu lassen, Sie zu besuchen."

„Was sagen Sie dazu Arese?" wandte sich der König an den Grafen.

„Ich fürchte", sagte dieser, „daß, wenn die Prinzessin den Prinzen Napoleon erst sieht, ihre Abneigung gegen diesen eher tiefere Wurzeln schlagen wird."

„Ein stattlicher Mann", sagte Cavour, „der Neffe des großen Kaisers."

„Ja, wenn sie ihn aber kennt", versetzte Arese, „von einer Trivialität und besonders in Worten — mit einer Ausdrucksweise, die soviel Heftigkeit und Jähzorn verbirgt, daß er wohl alles Anderen fähig wäre, als die Eroberung des Herzens einer jungen Königstochter zu machen. — Ich fürchte, Cavour, daß bei dem Ganzen nichts weiter herauskommt, als Das, was Sie zuletzt sagten, — wir gewinnen Zeit, — und wenn Sie der Zeit bedürfen, dann schließe ich mich Ihrem Rathe an."

Der König dachte einen Augenblick nach.

„Gut!" sagte er, „wie Sie wollen! Ich werde dem Kaiser schreiben."

„Und von Ihnen, lieber Arese", sagte Cavour, „verlange ich bis dahin unverbrüchliche Discretion. Sie können ja nicht wissen, was vorgeht. — Glauben Sie mir, — ich stehe wie auf der Spitze einer Nadel, das Geringste, das Athmen eines Kindes genügt, daß ich die Balance verliere, — und vergessen Sie nicht daß wir das Schicksal Piemonts auf's Spiel setzen."

Wir vergaßen zu sagen, daß diese Scene sich am Ende des Jahres 1858 zutrug.

Wie Cavour es verlangt hatte, geschah es. Der König hatte einen sehr freundlichen Brief an den Kaiser geschrieben und einige Wochen später langte der Prinz Napoleon mit großem Gefolge und mit einem Pomp, wie es sich für den Vetter des Kaisers der Franzosen geziemte, in Turin an. — Während dieser Zeit, man kann es sich leicht vorstellen, — ward der Sinn der Prinzessin von den verschiedensten Seiten bestürmt. — Cavour hatte nichts unterlassen, um sie für den Prätendenten günstiger zu stimmen.

Er, der alle Schliche des Königsschlosses kannte, in allen Intriguen so bewandert war, wie wenige, glaubte, daß er mit der mutterlosen Prinzessin leichten Kauf haben würde. — Er ließ ihr die doch so möglich erscheinende Zukunft durchblicken, daß der damals erst zweijährige Sohn Napoleons III. der ersten besten Kinderkrankheit unterliegen könne, und daß, da wohl die Kaiserin nie mehr Mutter werden würde, der Thron Frankreichs — der schönste Thron der Welt — ihr einst gehören würde. Er ließ ihr durch seine Tante, welche Ehrendame der Prinzessin war, Alles, was nur möglich war, vorspiegeln, um ihren Geist, wenn nicht ihr Herz zu captiviren und . . .

Alles war umsonst! Mit einer Entschiedenheit, welche sie nie in ihrem Leben gezeigt, welche ihrem Charakter so fremd war, daß jeder darüber erstaunte, wies sie alle Forderungen von sich und erklärte, — vielleicht in den wenigen Wochen zum zehnten Male, — daß sie nie dem Prinzen Napoleon ihre Hand reichen würde, — daß das Kommen desselben eine Grausamkeit sowohl für sie, als auch für ihn sei, und daß sie die Unschicklichkeit, deren sie sich schuldig machen würde, auf die schieben müsse, welche diese Reise veranlaßt hätten.

Das Alles kam Cavour zu Ohren, und, wie man sich leicht vorstellen kann, stimmte ihn nicht heiter, und so sah er denn der Ankunft des Prinzen mit einer Angst entgegen, die er wohl in späteren Zeiten, als der politische Erfolg erst anfing, seine Anstrengungen zu krönen, nie gefühlt haben würde.

Die letzte Scene. die im Palazzo Madame stattfand, soll, wenn man den intimen Chroniken des Königsschlosses trauen darf, sehr stürmischer Art gewesen sein. Der König selbst war durch die Lage in die peinlichste Verlegenheit gesetzt. — Er bat, beschwor, — und raffte sich endlich auf, zu thun, was ganz gegen seine Gewohnheit war im Schooße seiner Familie, — er befahl — nichts half. — Die Prinzessin weinte,

— flehte, — warf sich ihrem Vater zu Füßen, und endlich drohte sie, eher in ein Kloster zu gehen, als die Gemahlin des Prinzen Napoleon zu werden.

Nun blieb dem guten König nichts weiter übrig, als seinem Gaste, der in derselben Nacht ankam, . . . wie man gewöhnlich sagt: reinen und klaren Wein einzuschenken. — Die Wahrheit konnte ihm doch nicht verborgen bleiben, und so war es besser, sie ihm augenblicklich mitzutheilen.

Vorher jedoch fand noch eine jener Scenen statt, von denen wenige oder gar keine in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. — Victor Emanuel war wohl fähig, an den Tagen der Repräsentation die königliche Würde vortheilhaft darzustellen, aber im Privatleben, — das weiß jeder, hat er nichts vom Könige und sehr wenig sogar vom . . . . wohlerzogenen Manne! — Daß er im höchsten Grade mißmuthig, — aufgebracht, zornig bei dieser Gelegenheit war, konnte man leicht begreifen, und daß Jemand diesen Zorn ausbaden mußte, war zu errathen. — Aber wer würde es glauben, daß jedesmal, wenn so etwas geschah, der . . . Prügelknabe der war, dem man heute einen Nimbus verliehen hat, welchen die Geschichte einst noch ratificiren muß — — wir meinen den Grafen Cavour.

Nie ist wohl ein Schulknabe von seinem Lehrer

mit solchen harten, herben, ja beleidigenden Worten traktirt worden, wie Cavour es oft in seiner Carriere von seinem Könige ward. — Der piemontesische Dialekt, welcher an und für sich schon eine große Energie besitzt und ein so reichliches Lexikon von Schimpfwörtern, wie fast keine andere Sprache hat, mußte bei dieser Gelegenheit immer herhalten. — Damals wie heute sprach der König im Affekt nie anders wie in diesem Dialekt — und dieses ganze Lexikon wurde gar oft dem später so mächtigen Minister von seinem königlichen Herrn an den Kopf geworfen.

So war es auch am Abende vor der Ankunft des Prinzen Napoleon, und hier hatte Victor Emanuel ein plausibleres Motiv, denn je. Die Lage, in der er sich befand und die wahrlich nicht zu den angenehmsten gehörte, war ja hauptsächlich durch den Grafen Cavour verschuldet worden, und der sollte nun auch seine Belohnung dafür erhalten.

Endlich kam der Prinz an. — Und mit einer Brüskerie, die dem Charakter des Königs eigen ist und die man oft für Biedersinn ausgegeben hat, sagte ihm Victor Emanuel bei ihrer ersten Zusammenkunft schon:

„Ich ärgere mich im höchsten Grade, daß man Eurer kaiserlichen Hoheit nicht die Wahrheit gesagt hat.

— Ich bin selbst etwas Complice .... meines Ministers und kann mich nicht von aller Schuld freisprechen, aber seien Sie überzeugt, Prinz, daß ich vor Allem zornig bin und kaum wage, Sie zu bitten, mich zu entschuldigen."

Man kann sich denken, welch' erstaunte Miene der Prinz Napoleon annahm, indem er fragte, um was es sich denn eigentlich handle.

„Meine Tochter will Sie nicht heirathen", sagte der König gerade heraus.

Der Prinz lächelte.

„Das ist selbstverständlich recht schmerzhaft für mich", erwiderte er, „aber ich hoffe doch, daß Eure Majestät nichts gethan haben, um der Prinzessin diesen Refus entgelten zu lassen."

Der König biß sich in den Schnurrbart, — er wünschte seine Tochter, Gott weiß, wohin.

„Ihre königliche Hoheit", fuhr der Prinz fort, „haben vielleicht einen Grund angegeben. Denn da ich noch nie die Ehre gehabt habe, ihr vorgestellt zu werden, so müssen doch Gründe, die außerhalb meiner Persönlichkeit liegen, sie zu diesem Refus bewogen haben."

„Gründe", sagte der König — „als wenn ein Mädchen je um Gründe verlegen ist! — Sie will nicht,

— durchaus nicht. — Lieber in ein Kloster, sagt sie, ... das sind ihre Gründe!"

Der Prinz Napoleon spielte während dieser Unterhaltung augenscheinlich eine sehr peinliche Rolle, aber er verstand es, was ihm wohl sehr selten in seinem Leben vorgekommen sein dürfte, sein Temperament meisterhaft an diesem Tage zu beherrschen.

„Das spornt mich an", sagte er. „So schmerzhaft es für mich immer sein mag, auf die gehegten Luftschlösser zu verzichten — reizt es mich doch, noch andere Gründe kennen zu lernen. Nun bitte ich Eure Majestät, mir die Gnade zu erweisen, mich der Prinzessin vorzustellen."

„Wenn Sie es durchaus wollen", sagte der König, — „ich an Ihrer Stelle, per Bacco, ich wüßte wohl, was ich thäte."

„Dürfte ich mir erlauben, Eure Majestät zu fragen, was das ist?"

„Ich würde augenblicklich von Turin abreisen", fuhr der König fort, — „oder wenn ich den armen Vater, der hier vor Ihnen eine recht jämmerliche Rolle spielt, nicht beleidigen wollte, würde ich mit ihm auf die Jagd fahren, — aber auf keinen Fall würde es mir einfallen können, einem Mädchen, das mich so beleidigt, nur ein Wort zu gönnen. — Eure kaiserliche

Hoheit sehen, daß ich offen mit Ihnen spreche, und ich hoffe, daß Sie mir wenigstens nichts nachtragen werden!"

„Seien Sie dessen versichert", erwiderte der Prinz mit merkwürdiger Ruhe; „aber erlauben mir Eure Majestät, einer andern Meinung wie Sie zu sein und meine Bitte zu wiederholen, der Prinzessin vorgestellt zu werden."

„Wenn Sie es durchaus wollen," sagte der König, — „nun wohl . . . wann Sie wollen!"

„Wenn es sein kann, so schnell wie möglich, Sire, — wenn ich bitten darf."

Victor Emanuel sah ihn an, — — er begriff diese Eile nicht, sich einen Korb zu holen! — Er führte seinen Gast selbst bis in die Gemächer der Prinzessin, welche einen Augenblick vorher von diesem Besuche benachrichtigt worden war und die ihrem Vater und seinem Gaste, umgeben von ihrem Hofstaate, bleich und mit verstörtem Gesichte entgegen trat.

Prinzessin Clothilde ist nie schön gewesen. Man könnte sogar das Gegentheil behaupten; aber sie hatte von ihrer Mutter, jener unglücklichen Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, etwas ererbt, was in der Dynastie Savoyens selten zu finden gewesen ist. — Prinzessin Clothilde hatte eine wirklich königliche Würde!

— Sie und ihr Bruder Amadeus sind in der ganzen Familie die einzigen, welche dieses mütterliche Erbtheil beanspruchen können, während der Kronprinz Humbert und die Prinzessin Pia ganz in ihrem ungebundenen Wesen dem Vater ähnlich waren.

Der Prinz Napoleon sah die hohe, schlanke und etwas zu magere Gestalt mit dem dunklen, unregelmäßigen Gesichte, welches noch dazu durch die Aufregung, in welcher sie sich befand, unvortheilhafter erschien, als es wirklich war, auf sich zukommen! — Und der Gedanke eines jeden Mannes zumal eines Lebemannes, mußte der sein, — daß es kein zu großer Schmerz wäre, von einem solchen Mädchen einen Korb zu bekommen. — Dennoch verbeugte er sich tief und sagte:

„Ich muß Seiner Majestät danken, daß Sie mir es vergönnt hat, Sie zu begrüßen, Prinzeß, und ich mache von dem Rechte, das mir ertheilt worden, mit Ihnen einige Minuten zu verplaudern, fast augenblicklichen Gebrauch. — Eure königliche Hoheit mögen den Moment bestimmen, in welchen Sie die Güte haben wollen, mich zu empfangen.“

König Victor Emanuel sah den Prinzen erstaunt an. Davon war ja nie die Rede gewesen. Aber auch die Prinzessin hatte auf ihren Vater einen Blick ge-

worfen, der zugleich Angst und Zorn ausdrückte. — In diesen Worten lag etwas, das ihr Mädchengefühl beleidigte, sie wußte selbst nicht was, — sie fühlte es aber dennoch. Doch auch von ihrem Vater hat die Tochter Victor Emanuels etwas geerbt, und das ist rasche Entschlossenheit und der Muth, der die ganze Familie des Königs von Sardinien auszeichnet. — Sie begriff, daß ihr eine Gefahr drohe, und daß sie derselben trotzen müsse, um sie zu beseitigen, und deshalb hatte sie schnell einen Entschluß gefaßt und antwortete:

„Der Wunsch Eurer kaiserlichen Hoheit kann augenblicklich erfüllt werden. Marquise von Villamarina, führen Sie den Prinzen in meinen Salon!“

Dann verbeugte sie sich kalt vor ihrem Vater und ging einige Schritte neben dem Napoleoniden ihrem Gemache zu.

König Victor Emanuel schüttelte den Kopf, — — das begriff er nicht.

„Ich wollte, er wäre fort“, murmelte er zwischen den Zähnen, indem er sich zurückzog. „Eine unangenehme Geschichte; da hat mir Cavour einen Streich gemacht, den ich ihm nie verzeihen werde.“ — — —

— — — — — — — — — — —

Es mochte wohl eine Stunde nach jenen Scenen

verflossen sein, als der Huissier der königlichen Gemächer dem Monarchen meldete, daß Seine kaiserliche Hoheit, der Prinz Napoleon und . . . . in seiner Begleitung die Prinzessin Clothilde ihn bitten ließen, sie zu empfangen. — Victor Emanuel wandte erstaunt den Kopf um — erstaunt besonders darüber, daß die Beiden zu gleicher Zeit kamen, und machte ein Zeichen, sie eintreten zu lassen.

Victor Emanuel war dermaßen überrascht, daß er nicht einmal daran dachte, wenigstens Arese zu verabschieden, sodaß dieser, sowie einige Offiziere aus dem Gefolge des Königs Zeugen dieser Scenen waren, die so oft schon Stoff zu den abenteuerlichsten Vermuthungen gegeben haben.

Die Prinzessin Clothilde war bei ihrem Eintritte fast geisterhaft bleich. — Ihren Augen konnte man deutlich die Thränen ansehen, welche sie vergossen. Aber ihre Haltung war stolz und fast noch gebietender wie gewöhnlich. — Auch der Prinz sah etwas bewegt aus, doch bei seiner leidenschaftlichen Natur fiel dies weniger auf. Er war es, welcher resolut auf den König zuschritt.

„Majestät", sagte er, „Sie sehen einen glücklichen Menschen vor sich. — Mit Ihrer königlichen Bewilligung habe ich bei Ihrer hohen Tochter meine Bewerbung

angebracht, und ich bin glücklich, Ihnen mittheilen zu können, daß Ihre königliche Hoheit mich durch ihr Jawort beglückt hat."

„Was?" rief der König. „Was?" indem er seinen Ohren nicht traute.

„Ihre königliche Hoheit, die Prinzessin Clothilde von Savoyen", wiederholte der Prinz Napoleon so laut, daß man es auch in den Vorgemächern hören konnte, „willigt ein, meine Gemahlin zu werden."

Victor Emanuel sprang auf. Es war ihm, als wenn er träumte. Mit einigen Schritten war er auf seine Tochter zugegangen, hatte ihre Hand ergriffen, — die eiskalt war, und fragte wiederum im piemontesischen Dialekte:

„Ist es wahr? Du willst, . . . Du willst ihn heirathen?"

Mit fester und ruhiger Stimme erwiderte sie:

„Ich will!"

Der König schaute alle Herren der Umgebung im Kreise an. Es schien ihm das kaum denkbar zu sein, was er soeben gehört! — — Noch einmal ließ er es sich von seiner Tochter wiederholen, dann seufzte er tief auf.

„Gott sei Dank."

Und endlich sich wieder herumdrehend, ergriff er

seine Tochter beim Kopfe und küßte sie mehrere Male auf die Stirn.

. . . . . Gewöhnlich, wenn eine Ehe zu Stande kommt, sind entweder die Brautleute oder die Eltern und Verwandten derselben die „glücklichen Menschen", . . wie man zu sagen pflegt.

Diesmal war es anders! — Der Mann, der an diesem Tage der glückliche in Turin, — vielleicht in ganz Italien war, — hieß Cavour. — — —
— — — — — — — — — — —

Und man weiß, daß diese so seltsam geschlossene Ehe zu Stande kam! — Die ganze skandale Literatur hat sich aufgeworfen, zu ergründen, was in dieser kurzen Unterredung zwischen dem Prinzen Napoleon und seiner späteren Gattin wohl stattgefunden haben mochte, und selbst die, welche über die Geschichte jener Zeit geschrieben und milde und wohlwollend für Beide geurtheilt haben, konnten nicht umhin, irgend eine Erklärung ihren Lesern zu geben! — Sie meinten, daß der Prinz Napoleon seiner jungen, zukünftigen Frau als Morgengabe ein freies Italien mit ihrem Vater auf dem Throne angeboten habe — und ihr die Versicherung gegeben, daß ohne französischen Schutz Sardinien verloren und das Haus Savoyen vielleicht — sogar wahrscheinlich als Dynastie gefährdet sei, und

hatte es ihr in den Mund gelegt, sich für ihr Haus zu opfern, — eine Ehe, die ihr nicht lieb war, einzugehen und dadurch ihren Vater und ihre Brüder zu den mächtigsten Fürsten Europas zu machen.

Wir wagen zu behaupten, daß sowohl die Einen wie die Anderen von diesen Scenen nichts gewußt haben, und daß Alles, was darüber veröffentlicht ist, auf leeren Voraussetzungen beruht, die, wie wir schon oben gesagt haben, entweder als Basis das Wohlwollen oder eine ekelhafte Verleumdung hatten.

Diese Unterredung einer Stunde würde vielleicht eines der interessantesten Kapitel zur „Psychologie des Weibes“ bilden, wenn man überhaupt einen gewissen Anhaltspunkt dafür hätte. — Aber das Geheimniß der Motive ist bis heutigen Tages so strenge und strikte bewahrt worden, daß vielleicht der Beichtvater der Prinzessin allein es besessen hat, und wollen wir die vielen Voraussetzungen nicht um eine neue bereichern.

Wie gesagt, diese Ehe war eine seltsame. Wenn der Prinz, wie man behauptet, das Versprechen gegeben hatte, Frankreich würde die kräftigste Stütze Italiens und der Dynastie Savoyens sein, so war ein Theil desselben, wie man weiß, bereits gelöst. — Aber augenblicklich, nachdem der Prinz von der Armee zu-

rückgekommen war, in welcher er eine sehr wenig active Rolle gespielt hatte, war ihm das Eheleben eine solche Bürde geworden, daß er keinen Augenblick zögerte, sich dieselbe so viel als möglich zu erleichtern. Man muß ihm bezeugen — und wenn man ihn kennt, wird man leicht einsehen, daß das kein Leichtes für ihn gewesen, — daß er seiner jungen Gemahlin gegenüber mit einer peinlichen Sorgfalt die Dehors bewahrte, daß er sehr oft seiner unbändigen Leidenschaftlichkeit in ihrem Beisein oder ihr gegenüber so strenge Zügel anzulegen wußte, daß sie sich nie darüber zu beklagen hatte.

Freilich die Lust zur Freude hatte sie auch nicht. Ihr ganzer Gedankengang war auf strenge Sitten basirt und das Leben am französischen Hofe realisirte nicht im Geringsten diese Voraussetzung. — Die Kaiserin Eugenie hatte ihre junge Cousine mit einer großen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit empfangen. Es mag wohl ihrem Ehrgeiz geschmeichelt haben, zu sehen, wie sich ein Sprößling eines der ältesten Fürstengeschlechter Europas vor ihr, der spanischen Gräfin, beugte und sie als Herrscherin anerkannte. Aber außerdem hatte die junge Frau auch augenblicklich einen so günstigen Eindruck auf die Monarchin gemacht, daß sie sich mit wahrer Freundschaft und Hin-

gebung an sie anschloß. — Ein Motiv hauptsächlich hatte Eugenie bei der Prinzessin Clothilde geleitet und zwar: daß dieses so lange Jahre schon mutterlose Mädchen, das in den Händen einer strengen und bigotten Hofmeisterin gewesen — sich die strikte Praxis der Religion ihrem Gemüthe als etwas Selbstverständliches — ja zur Religion Gehörendes eingeprägt hatte! — Prinzeß Clothilde überraschte die Kaiserin durch eine vielleicht noch strengere Ausübung der religiösen Gebräuche, wie sie selbst es zu thun für nothwendig hielt und instinktmäßig glaubte die ultrakatholische Kaiserin in dieser jungen Fürstin an einem Hofe, wo man so wenig auf die Praxis der Religion gab, eine Bundesgenossin gefunden zu haben — — eine Freundin, bei der sie Trost und vielleicht auch Hilfe in gewissen kritischen Augenblicken finden konnte!

Aber seltsamer Weise hatte die Prinzeß diese Zuvorkommenheit ihrer jetzigen Monarchin nicht zu erwidern vermocht. — Wie eine Eiskruste hatte es sich, ohne daß sie es merkten, zwischen Beiden gelagert. — Kein anderer Anstoß war da hinzugekommen. — Wenn man die eine oder andere gefragt hätte, weshalb die kalte Zurückhaltung, die sie nach den ersten Ereignissen des Empfanges gegenseitig beobachteten, — so hätte keine von Beiden eine Antwort zu geben vermocht.

Die beiden Frauen sympathisirten eben nicht zusammen und wenn das von Seiten der Prinzessin Clothilde bald zu einem Gefühle der Antipathie kam, so lagen auch hier die Gründe so nahe und auf der Hand, daß dieselben kaum angedeutet zu werden brauchen.

Wer hätte es nicht errathen, daß einer der Hauptgründe — oder vielmehr der Hauptgrund wahrscheinlich in dem Aeußerlichen lag?

Die damals vierunddreißigjährige Kaiserin war eine der schönsten Frauen, die man sich nur vorstellen konnte. Kein Pinsel, selbst der eines Meisters wie Winterhalter, wäre fähig gewesen, eine solche Frauengestalt wiederzugeben. In welcher Lebensstellung sie sich auch hätte befinden mögen, sie wäre Jedermann aufgefallen und Jederman, der sie einmal gesehen, hätte lange an die blendende Erscheinung gedacht, — die siebenzehnjährige Prinzessin dagegen war, — wir haben es schon oben gesagt, — nichts weniger als schön, ja, in anderen Verhältnissen hätte sich wohl Niemand gescheut, ihr das traurige Loos der alten Jungfrau vorherzusagen!

Das mußte sie fühlen und fühlte es sicherlich auch und dann mochte wohl der angeborne Stolz, dessen

wir ebenfalls bereits erwähnt haben, und der ihr inne wohnte, viel dazu beigetragen haben, diese Antipathie zu schüren. Sie, die savoyische Fürstentochter, mit allen königlichen Familien Europas verwandt, mußte die zweite Rolle an einem Hofe spielen, wo kein einziger durch Geburt ihr Standesgenosse war — sie mußte ihr Haupt vor der Tochter eines Grafen von Montijo beugen, — eines Edelmannes, wie es so viele in ihrem Vaterlande gab und die nicht einmal hoffähig waren!

Anders gestaltete sich das Verhältniß der jungen Fürstin zum Kaiser Napoleon. Der hatte auch ihr wie Allen, die ihn näher kannten, seine Macht fühlen lassen, — wir meinen, daß er auch ihre Eroberung gemacht! — Freundlich, — zuvorkommend und dabei stets strenge und angemessen war er seiner jungen Verwandtin entgegengetreten und das war gerade das, was sie am meisten am französischen Hofe vermißte und was sie allein bei dem Kaiser fand! — Die etwas tobende Verehrung ihres Vaters für Napoleon den Dritten mochte wohl hierbei auch im Spiele sein und sie mehr oder weniger bewegen. — Man möge nie vergessen, daß Victor Emanuel einer der größten Verehrer Napoleons des Dritten war und stets geblieben ist. — Mit einem Worte, die Prinzessin Clo=

thilde hatte am französischen Hofe nur einen Freund, dem sie vertraute, und der war der Kaiser!

Ihrem Gemahle war das selbstverständlich ganz recht, denn sie diente im Anfange oft dazu, Gegensätze zwischen beiden Vettern wieder auszugleichen, aber späterhin, sie mochte wollen oder nicht, mischten sich hierein auch politische Motive. Wir meinen, daß entweder der Prinz Napoleon oder gar der König Victor Emanuel oder durch ihn sein Minister Cavour sich der Prinzessin Clothilde bedienten, um von Napoleon dem Dritten dieses oder jenes zu erringen, was ihre momentane Politik fördern konnte.

Die junge, unerfahrene Frau mochte sich wohl eine Zeit lang geschmeichelt fühlen, daß man ihrer bedurfte, um von dem mächtigen Kaiser zu erlangen, was man wollte; — aber nach und nach hatte sie wohl gefühlt, daß sie sich auf einer schiefen Ebene befand, wo es ihr, möge sie es wollen oder nicht, — schwer, wenn nicht unmöglich sein werde, stille zu stehen.

Mit trefflichem Takte — mit einem Takte, den man bei einem so jungen Weibe kaum vermuthen konnte, hatte sie das begriffen und zwar bei einer Gelegenheit, die nicht mit ihrem Manne oder mit ihrem Vater zusammenhing!

Die Höfe der Monarchen sind stets voll Späher und die gefährlichsten sind wohl die, welche dieses wenig ehrenwerthe Geschäft aus reinem Privatvergnügen betreiben, — wir meinen die, welche es für die Aufgabe ihres Lebens halten, Alles zu wissen, — bis in das kleinste Detail zu wissen, was bei Hofe vorgeht und die keinen anderen Zweck damit verbinden, als sich eben anderen gegenüber, die das nicht wußten, eine gewisse Importanz zu geben.

Von diesen Leuten war aber auch die Macht ausgekundschaftet worden, welche Prinzessin Clothilde über Napoleon den Dritten auszuüben schien. Man glaubte, sie könne Alles erlangen, was sie wolle; und da sie das Glück hatte, sehr häßlich zu sein, knüpfte sich hieran nicht die geringste Bemerkung, die entweder für sie oder Napoleon hätte beleidigend sein können! — In kurzer Zeit sprach man davon, übertrieb, setzte dies und jenes hinzu — erfand — und bei dem Beginne des Jahres 1860 war dieser Einfluß dermaßen konstatirt, daß Niemand daran gezweifelt hätte.

Nun denke man sich, daß zu derselben Zeit die Action Napoleons sich scheinbar hauptsächlich gegen den Klerus wendete, und daß die Prinzessin Clothilde als eifrige, skrupulöse Katholikin bekannt war, und man wird leicht herausfinden, welche Partei vor allen

Dingen es versuchte, sich ihrer zu bedienen. — Ihr Beichtvater und einige Damen der Umgebung, welche sie aus Turin mitgebracht, hatten zuerst ihr Gemüth beunruhigt, indem sie ihr zeigten, wie ihr Vater das Gut des heiligen Stuhles zurückhielt und darnach trachtete, es zu behalten. — Dann hatte man ihr natürlich gesagt, daß der Fluch der Kirche den treffen würde, welchen sie wie die beste Tochter liebte, — daß ihr Vater durch gewissenlose Minister irregeleitet, nur durch ein Wunder gerettet werden könne, der ewigen Verdammniß anheimzufallen, und . . . daß es in ihren Händen vielleicht liege, dieses Wunder zu bewirken.

Man sagte ihr, daß Napoleon III. der einzige Mensch wäre, der ihren Vater verhindern könne, das Ungeheuerliche einer Beraubung des heiligen Stuhles zu vollführen, daß es ein Glück wäre, wenn der Kaiser den irregeleiteten Monarchen wieder auf die richtige Bahn zurückführe durch ein Machtwort, welches auszusprechen ihm so wenig koste.

Dann und — leiser . . . mit großer Vorsicht machte man ihr klar, daß der Monarch so freundlich, so zuvorkommend gegen sie sei, — daß er ihr eigentlich noch nichts verweigert habe, und daß der heilige Vater so besorgt um ihr Seelenheil sei, daß er sich

fast wöchentlich nach ihr erkundige, nach — ihr, deren Großmutter in kürzester Zeit heilig gesprochen werden sollte, deren Mutter in ihrer Frömmigkeit es allen anderen Frauen des Hauses Habsburg vorausthat, nach ihr, — die bisher in einem so erbaulichen Wandel wie wenige junge Frauen gelebt hatte.

Man legte es ihr fast in den Mund, ihren Einfluß bei Napoleon geltend zu machen; ja, man sagte ihr, daß sie hierbei eine Bundesgenossin finden würde, auf die sie wahrscheinlich nicht gerechnet hätte, daß es die Gemahlin Napoleons sei, die gleichen Sinnes mit ihr wäre und jegliche ihrer Anstrengungen zu Gunsten des gemeinsamen Vaters der Christenheit gutheißen und begünstigen würde.

Wie es geschah, wissen wir nicht, aber mit einem Male verweigerte die junge Prinzessin, irgend einen Schritt zu thun, welcher ihrer Sphäre ferne lag. — Mit einer Entschiedenheit, die wir bereits an ihr kennen gelernt haben, gab sie denen, die sie auf eine Bahn drängen wollten, die ihr nicht genehm war, zu verstehen, daß eine Frau und noch dazu eine so junge wie sie, nicht fähig wäre, solche Gegenstände zu beurtheilen.

Sie bat, man möge sie ferner verschonen mit solchen Aufträgen.

Vielleicht wird man glauben, daß der Einfluß ihres Vaters oder ihres Gemahles hierbei irgend eine Rolle spielte. Man würde sich täuschen! Weder der Prinz Napoleon noch der König Victor Emanuel ahnten die Gefahr, die ihren Plänen drohte.

Aber eine Person gab es bei Hofe, die wohl wußte, was man mit der Prinzessin beabsichtigt hatte, die bereits darauf gerechnet hatte, daß sie sich dazu hergeben würde — vielleicht sogar, doch wir wagen es nicht zu behaupten, war sie selbst die Anstifterin dieses mißglückten Planes. Es war die Kaiserin Eugenie, die, wie wir gesehen haben, zu jener Zeit mit Angst und Bange Bundesgenossen gesucht, um die ihr so theure Vertheidigung des heiligen Vaters bei ihrem Manne durchzuführen.

Wir können nicht sagen, wie weit die Kaiserin schon gegangen war und ob sie nicht mit Gewißheit auf die Zustimmung der Prinzessin gerechnet hatte, aber es scheint uns so, nach der außerordentlichen Aufregung, die sich ihrer bemächtigte, zu urtheilen, als sie erfuhr, wie Clothilde so entschieden sich geweigert hatte, ihre Alliirte zu werden ... Während dessen hatte sich das eheliche Leben der Tochter Victor Emanuels gerade so gestaltet, wie man es hätte voraussehen können nach der Art und Weise, wie diese Ehe

geschlossen wurde. Wahrscheinlich hatte auch sie, wie so jedes andere junge Mädchen in der Blüthe ihrer Jugend sich Träume von der Ehe gemacht, welche selbst das ceremonielle Hofleben nicht zu unterdrücken vermag, — denn in diesem Alter sind die Träume der Königstöchter denen der Tagelöhnerinnen gleich. Und selbstverständlich hatte sich kein einziger dieser Träume erfüllt, — aber bei dem unendlich starken, vielleicht abstoßend starken Charakter der Prinzessin hatte sie nie über verlorene Illusionen ein Wort der Klage gehabt, — ja sie wußte es selbst so einzurichten, daß es Niemandem gelang, auf ihrem dunklen Gesichte einen Anschein von Mißmuth zu lesen. Man wird sich wohl vorstellen können, daß an einem Hofe, der so mit Spähern gespickt war, wie der Napoleons III., auch das Palais Royal, in welchem der Prinz Jérome Napoleon wohnte, die seinen hatte und daß man Alles aufzubieten im Stande war, wenn es sich darum handelte, Geheimnisse irgend welcher Art zu ergründen. Vielleicht war die Prinzessin Clothilde hiervon benachrichtigt worden und hütete sich mit so scheuer Sorgfalt, daß es Niemandem gelang, etwas zu erspähen oder es war wirklich so, daß die beiden Gatten ihr Leben so eingerichtet hatten, daß nichts davon fähig war, die Chronique scandaleuse zu bereichern. Thatsache

ist, daß in der fast anderthalbjährigen Ehe, die sie bis dahin geführt, nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, was einen Anhaltspunkt zu irgend einer Skandalgeschichte hätte geben können.

Es hieß, die Ehe sei keine glückliche, aber worauf man dieses on dit basirte, das wußte Niemand. Wahrscheinlich auf der genauen Kenntniß des Charakters des Prinzen. Doch auch er schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, alle Späher zu deroutiren, denn seitdem er verehelicht war, schien es wenigstens, daß sein Charakter eine Wendung genommen habe, die demselben nur günstig sein konnte.

Er war scheinbar ruhig geworden, und was das bei einem Menschen, wie dem Prinzen Napoleon, zu bedeuten hat, können nur diejenigen ermessen, die in näherer Beziehung zu ihm gestanden sind. Seiner Gemahlin gegenüber war er so zurückhaltend, daß aus demselben nicht der geringste Schluß gezogen werden konnte. Was nun im Innern ihrer Häuslichkeit damals vorging, glauben wir mit Bestimmtheit versichern zu können, daß es selbst nicht der Mühe gelohnt hätte, auf irgend eine Art und Weise ausgebeutet zu werden. Es war das Leben, welches leider Gottes so viele Ehegatten führen, die sich einander vollständig gleichgiltig sind, und die es darauf angelegt haben, der

Welt keinen Anlaß zu geben, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Dieses System hält für einige Zeit vor, und man weiß, daß es in der Ehe des Prinzen so war: — im Anfange völlige Windstille, späterhin fangen die Stürme erst an, welche oft gerade in solchen Ehen verheerender wirken, als bei denen, wo schon der Anfang nicht diesen heuchlerischen Anschein von Ruhe und Gleichgiltigkeit trug.

— — — — — — — — — — —

Als am Tage seiner Ankunft der Graf Arese nicht gleich bei dem Kaiser vorgelassen werden konnte, begab er sich in das Palais Royal, um der Tochter seines Monarchen wie gewöhnlich seine Aufwartung zu machen. Er wurde sogleich bei der Prinzessin eingeführt und eine lange Conversation entspann sich über Turiner Verhältnisse, welche, seitdem die Prinzessin ihre Heimathsstadt mit der Hauptstadt an der Seine vertauscht, so gewaltige Veränderungen erlitten hatten.

Die Zeit verstrich — man plauderte, selbst ohne zu wissen, wie lange der Graf bereits die Ehre hatte, die Gesellschaft der Königstochter zu genießen, bis endlich ein unbedeutendes Wort, welches in die Conver-

sation fiel, derselben mit einem Male eine ganz andere Richtung gab.

Man war auf die Gegenwart gelangt und auf die Verhältnisse der Prinzessin in Paris.

„Ich weiß, Graf", sagte sie, „daß Sie ein anderer Mensch sind, als die, welche meinen Vater umgeben. Ich weiß Alles — und bin überzeugt davon, daß, wenn ich einst eines Freundes bedarf, ich mich getrost an Sie wenden kann — an Sie, bei dem ich immer überzeugt bin, Wahrheit und Offenheit zu finden, — zwei Dinge, die ich hier vor allen Dingen vermisse."

„Die Worte Eurer kaiserlichen Hoheit", erwiderte Arese, „machen mich stutzig. Man spricht nur so, wenn man betrübt ist oder eine Betrübniß in kurzer Zeit vorauszusehen glaubt. Es würde mich Wunder nehmen, wenn das der Fall wäre! Wahrlich, die Stellung, die Sie sich auf diesem schwierigen Boden des kaiserlichen Hofes so schnell und so unbedingt zu erringen wußten, schließt doch jede Furcht aus, daß irgend etwas passiren könnte, wo Sie der Hilfe eines Freundes bedürften."

Prinzessin Clothilde schlug den Blick zu Boden, — ihre Stirne furchte sich leicht und sie erwiderte nichts. Arese, der das Alles genau bemerkt hatte, fuhr fort:

„Dann erlauben mir Eure Hoheit, zu bemerken, daß selbst in dem unwahrscheinlichsten Falle, daß so etwas sich zutragen könne, Sie doch ganz andere Männer und Stützen bei der Hand haben, wie den irrenden Grafen, von dem schon die Witzblätter zu erzählen wissen, daß er kein anderes Domicil hat, als den Waggon einer Eisenbahn.“

Die Prinzessin schlug die Augen zu Boden.

„Sie meinen den Prinzen Napoleon, meinen Gemahl?“

Ihre Stimme hatte seltsam vibrirt, als sie diese Worte sprach, und deshalb erregten dieselben auch im höchsten Grade und augenblicklich die Aufmerksamkeit Arese's.

„Das scheint mir so selbstverständlich“, sagte er, daß ich nicht einmal geglaubt hätte, nothwendig zu haben, es zu erwähnen.“

„Ja, — ja, Graf“, meinte sie seufzend, „so mag es wohl an anderen Höfen, — in anderen Ländern, — bei anderen Frauen der Fall sein, bei uns ist es — Sie werden mir gestatten, darüber nicht ausführlicher zu sprechen — bei uns ist das anders! Ich würde in dem Falle, wo ich des Freundes, von dem ich spreche, bedürfte, mich wohl nicht zuerst an meinen Gemahl wenden.“

Arese sah sie lange fragend an.

„Lassen wir das", sagte sie, „ich sage Ihnen, was wohl Niemand von meinen Lippen hören wird; aber ich weiß, daß Sie nicht der Vermittler dieser Ehe waren, also trage ich Ihnen auch keinen Groll nach."

„Um Gottes Willen!" rief der Graf, „so sind wir Alle getäuscht! — Man glaubt Sie, — wenn auch nicht glücklich, — so doch zufrieden!"

„Ich bin es auch, Herr Graf", sagte die Prinzessin, „ich bin es, — glauben Sie mir und ..... ich bitte, sprechen wir nicht mehr davon."

Der Graf war ein zu gewiegter Diplomat und ein zu feiner Hofmann, um nicht augenblicklich dem Willen der Fürstin zu willfahren, obgleich er sich vorgenommen hatte, im Laufe der Conversation wieder auf diesen Punkt zurückzukommen und die Attaque auf das Vertrauen der Prinzessin, die zum ersten Male zurückgeschlagen, von neuem aufzunehmen."

„Nun denn", sagte er, „so bliebe doch noch ein Anderer vor allen Dingen, der, wie ich gehört habe — mit inniger Freude gehört habe, Ihnen so ganz ergeben ist."

„Sie meinen Seine Majestät?"

„Ganz recht, Hoheit. Ich meine den Kaiser. Sie

wissen, welche Freundschaft seit langen Jahren uns beide vereint, und da Sie auch an meine Treue und Ergebenheit für Sie und Ihr ganzes Haus glauben, so werden Sie überzeugt sein, daß in dem Augenblicke, wo ich erfuhr, daß der Kaiser so viel Wohlgefallen an seiner jungen Verwandten fand und Sie so außerordentlich auszeichnete — — Sie werden begreifen, daß das ein glücklicher Tag für mich war."

Clothilde sah den Grafen mit einem Ausdruck so tiefen Gefühls an, daß ihr Gesicht einen ganz neuen Ausdruck bekam, der demselben im höchsten Grade vortheilhaft war.

„Sie sind ein guter Mensch, Graf Arese", sagte sie. „Ich danke Ihnen."

„Sie danken mir? Wofür Prinzessin? Ich wüßte doch nicht, daß ich das Glück gehabt hätte, irgend etwas zu thun, was Ihnen angenehm sein könnte."

„Spielen wir nicht mit Worten, Graf. Ich weiß, — ich habe es errathen, was geschehen ist, — was Sie gethan. Oh, sehen Sie mir in's Gesicht! Ich kenne Sie, ich fühle, welch' unendliches Mitleid die Tochter Ihres Königs in Ihrem Herzen erregt hatte, als sie Turin verließ, um nach Paris zu kommen und da haben Sie, — Sie, der den edlen und hohen Sinn des so arg

verleumdeten Kaisers kennt, kein besseres Mittel gefunden, um Ihrem Monarchen Ihre Treue und Ergebenheit zu beweisen, als Ihrem gekrönten Freunde zu sagen: Nimm Dich des armen Kindes an, das schon so lange eine Waise ist und auch wohl in dem neuen Stande, in welchen es tritt, eine Waise bleiben wird! — — Das haben Sie gesagt, Graf Arese, — und man kennt die Freundschaft Napoleons für Sie! — Er hat sich meiner angenommen — ebenso wie mein Vater — vielleicht mit noch mehr Zartgefühl, wie mein eigener Vater und dafür muß ich Ihnen zuerst danken — und thue es!"

Und sie streckte ihm ihre Hand entgegen, indem sie die andere vor die Augen hielt, — denn das, was sie gesagt, hatte sie dermaßen bewegt, und Alles, was in ihrem Innern verborgen war, wachgerufen, daß Thränen ihren Augen entströmten und sie dieselben zu verbergen suchte.

Arese legte die Lippen auf die Hand der Fürstin und sagte, indem er einen schnellen Blick auf ihr verstörtes Gesicht warf:

„Ich nehme den Dank, den Sie mir spenden, an, obgleich ich ihn gar wenig verdient habe. Sie kennen Napoleon III. noch nicht, Prinzessin! — Er fühlt mit Ihnen, weil er Sie nicht glücklich weiß. — Er fühlt,

daß seinetwegen hauptsächlich Sie zu dem Schritte gezwungen wurden, den Sie gethan . ."

„Kein Mensch zwang mich", rief sie, indem plötzlich wieder ihr Stolz erwachte — „freiwillig habe ich gethan, was ich gethan! Wenn es heute noch einmal zu thun wäre, würde ich es heute noch einmal thun, — — selbst wenn ich wüßte, was ich damals nicht wußte, . . . was mir bevorstände!"

Arese schüttelte den Kopf! — Das war er zu begreifen kaum fähig! Doch bei jedem Worte, das Clothilde sprach, wuchs ihm die Ueberzeugung auf's Neue, daß sie ein wenig glückliches Leben an dem Hofe der Tuilerien führte.

„Aber ich kann mich nicht — selbst wenn ich es wollte und wenn es Noth thäte, an den Kaiser wenden", sagte sie. „Ich muß behutsam sein, — jeder Schritt, den ich thue, muß von meinem Mißtrauen eifriger bewacht werden, wie von der Feindschaft anderer. Ich muß die Gnadenbezeugungen des Kaisers, für die ich in der Tiefe meines Herzens so dankbar bin, wie Niemand, dem er seine Güte erwies — ich muß sie vermeiden."

„Das begreife ich wirklich nicht, kaiserliche Hoheit", sagte Arese mit tiefem Erstaunen, „und möchte ich vor allen Dingen bitten, sich mir näher zu erklären."

„Sie kennen diesen Hof nicht, Graf Arese, Sie wissen nicht, wie er von Feinden umgeben, umlagert wird und wie die einzige Ruhe, die der Monarch vielleicht genießt, darauf zurückzuführen ist, daß seine Feinde sich gegenseitig ebenso hassen, wie ihn. — Wehe der Person, die sein Vertrauen — seine Protection, seine Freundschaft genießt! Aller Haß und alle vorübergehende Antipathie würden sich auf diese Person concentriren! Die einen würden sie sich den andern streitig machen, — man würde sie als Mittel — als Werkzeug gebrauchen, um gegen den Kaiser zu agitiren und vielleicht — wenn sie nicht mit einem scharfen Verstande, — mit einem klaren Blick begabt wäre, würde man durch diese Person dem Kaiser schmerzhaftere Wunden beibringen, als durch einen Feind!"

Sie schwieg, nachdem sie diese Worte mit einem Ausdruck von Affekt gesprochen hatte, der ihr sonst nicht eigen war, und der den Grafen Arese noch mehr in Erstaunen setzte, als alles Andere. — Er zögerte einige Augenblicke, ehe er ihr eine Antwort gab und wahrscheinlich wäre dieselbe dahin ausgefallen, daß er sie ersucht hätte, fortzufahren, wenn nicht plötzlich sein gerader Sinn und seine fast sprüchwörtlich gewordene Offenherzigkeit das ganze Gerüste einer wohlgesetzten Rede über den Haufen geworfen hätte. Er erhob sich

schnell, trat der Prinzessin einen Schritt näher und sagte mit einer Stimme, in der gleichfalls eine Aufregung überwiegend war:

„Eure kaiserliche Hoheit müssen mir verzeihen, wenn ich beanspruche, daß anders mit mir gesprochen werde, wie . . mit jedem Andern. Sie haben mir da Worte gesagt, die ich sobald nicht vergesse, die mich und — seien Sie versichert, — auch Ihren hohen Vater im höchsten Grade beunruhigen. Ich bitte Sie, Prinzessin, lassen wir die Umschweife beiseite, sprechen Sie mir gerade und offen heraus, — rückhaltlos, — ich beschwöre Sie! — Was ist geschehen? Was befürchten Sie? – Was Sie mir gesagt, macht mich glauben, daß etwas im Werke war, vielleicht noch im Werke ist . . .“

„Oh, ich bitte, beruhigen Sie sich, Herr Graf“, erwiderte sie. — „Ich habe Ihnen nichts zu sagen, als das, was Sie von mir gehört haben. — Sie können sich wohl denken, daß die Personen, von denen ich spreche, sich wohl die größte Mühe geben werden, ihre Angriffe so zu gestalten, daß im gegebenen Augenblicke kein Anzeichen vorhanden ist, welches sie compromittiren kann. – Gott hat mich erleuchtet! –- Im Augenblicke, wo sie mich zum Instrumente ihrer Machinationen machen wollten, habe ich sie durchschaut und

es ist mir durch einen schleunigen Rückzug gelungen, ihren Plan zu vereiteln . . .“

„Aber was?“ rief der Graf.

„Ich will es Ihnen sagen“, versetzte sie — und nun erzählte sie dem Freunde ihres Vaters und des Kaisers Alles, was man bei ihr unternommen hatte, um zu Gunsten des heiligen Stuhles bei Napoleon zu interveniren, und wie sie es rund abgeschlagen hatte und wahrscheinlich dadurch sich eine große Zahl von Feinden erworben habe.

Arese hörte ruhig zu. Nachdem er wußte, um was es sich handle, war er in einem Augenblicke beruhigt. Möglich, daß er sich verstellte, aber wahrscheinlich war es, daß er sich viel Schlimmeres vorgestellt hatte als das, was er hörte, denn wie gesagt, die Worte der Prinzessin impressionirten ihn nur wenig.

„Sie haben recht und loyal gehandelt“, sagte er, als sie geendet, „und ich muß Ihnen umsomehr Dank sagen, als ich zu wissen glaube, daß diese Handlung Ihnen einen inneren Kampf gekostet, der nicht schmerzlos vorübergegangen ist. — Sie glauben mir, Prinzessin, — Sie wissen, daß ich kein Wort spreche, von dessen Wahrheit ich nicht bis ins Innerste meines Herzens überzeugt bin, und Sie werden mir glauben,

wenn ich Ihnen sage, daß Napoleon kein Feind . . . der Religion ist.“

Die Prinzessin seufzte auf.

„Das mag der Kaiser selbst vor Gott verantworten“, erwiderte sie, „aber sicherlich ein Mann, wie er, — ein Mann, dem das Schicksal von so vielen Millionen von der Vorsehung anvertraut ist, der hätte den Rath und die Bitte eines so unwissenden jungen Weibes, wie ich es bin, zurückweisen müssen, selbst wenn seine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gegen dieselbe ihn auch dazu hätten verleiten wollen, ihr Gehör zu schenken.“

„Sie sprechen weise und verständig, Prinzessin“, sagte Arese, „der Kaiser wird Ihnen danken, daß Sie ihn nicht in die Nothwendigkeit versetzt haben, Ihnen einen Refus zu ertheilen. Glauben Sie mir, Alles, was er thut, — jeder Schritt — jedes Wort, das er in dieser Frage spricht, ist reiflich und seit langen Jahren erwogen und überlegt. Daran ist nichts zu ändern!“

Eine Pause folgte.

„Ist es wahr“, sagte endlich die Prinzessin mit schüchterner Stimme, „daß der heilige Vater den Bann über meinen Vater aussprechen wird?“

„Man sagt das, um zu schrecken“, erwiderte Arese,

— „ich kenne Pius den Neunten recht gut! — Wenn je einer, so ist **er** würdig, auf Petri Stuhl zu sitzen, denn nie gab es wohl einen edleren Menschen wie ihn! — Er hält sich für den Hüter eines ihm anvertrauten Gutes und seine tiefe **Ehrlichkeit** — ich finde kein anderes Wort, um den Gedanken auszudrücken — glaubt, es nicht dulden zu können, daß von diesem Gute ein Strohhalm abhanden gehe, ehe er es dem übergeben, der nach seinem Tode sein Nachfolger wird. Das ist der ganze Schlüssel der Opposition des Papstes gegen Italien. Glauben Sie mir, Fürstin, — die Gerüchte, die man in die Welt hinaussprengt, sind ebenso unwahr wie kindisch. — Pius den Neunten anklagen, sein Vaterland nicht zu lieben, ist absurd für alle die, welche ihn kennen! Was er thun wird, weiß Niemand, — wahrscheinlich er selbst nicht. Er wird in seiner Rolle fortfahren; aber ich kann Ihnen sagen und Sie glauben mir, ich weiß es — ich, der ich ihn Jahrzehnte vor seiner Erhöhung auf den päpstlichen Stuhl kannte und der jetzt noch von ihm mit Freundlichkeit und Liebe empfangen wird — ich kann Ihnen sagen, daß trotz aller Opposition, trotz seiner Ansprache, ja trotz des Bannfluches, den er, ich hoffe es zwar nicht — — gegen diesen und jenen vielleicht zu schleudern gezwungen ist, er dennoch ein großes und mächtig aufblühen=

des Italien mit innerer Freude begrüßen wird. Der Tag, an welchem ein solches Italien sich der Welt einst zeigt, wie wir es in unserer Jugend geträumt, wird der glücklichste im Leben Mastai Feretti's sein!"

Die Prinzessin sah ihn mit ungeheucheltem Erstaunen an. Das, was er da gesagt hatte, hätte sie nie zu denken gewagt.

„Also Sie meinen, daß die Bestrebungen meines Vaters", sagte sie endlich — „nicht von dem Papste verurtheilt und bekämpft werden, Graf Arese?"

„In dem Papste herrschen verschiedene Individuen, — der Patriot, und es gibt kaum einen besseren in Italien — und der Inhaber des päpstlichen Stuhles, der Traditionen gehorchen muß, — — verstehen Sie, Prinzessin: gehorchen muß, die oft mit den Wünschen und Hoffnungen des Patrioten collidiren."

„Ja, aber was soll aus einem solchen Zwiespalt werden? Wie wird es enden?"

„Ich hoffe auf eine ruhige, friedsame und für uns Alle, — ich meine für unser Aller Glauben zufriedenstellende Weise, wenn man in diesem Conflikt zwischen Staat und Kirche den Mann allein handeln läßt, — der allein Kraft, Talent und Genie besitzt, einen solchen Kampf durchzuführen."

„Sie meinen den Kaiser Napoleon?“

„Ja, den meine ich! — Aber ich will Eurer kaiserlichen Hoheit nichts verbergen: die Aussichten dafür sind trübe! — Denken Sie einen Augenblick daran, wie Viele sich dem Plane, den ich Ihnen soeben enthüllt, entgegenstemmen! — Die ganze nichtkatholische Welt zu allererst, — England, — Preußen, — Rußland, — sie werden alle schüren und das Unmögliche möglich machen, um einen religiösen Conflikt zum Ausbruch zu bringen und so dem Katholicismus Wunden zu schlagen, die, wie sie vielleicht hoffen, ihn zu Grunde richten! — Dann alle Feinde des dritten Napoleon — und ihre Zahl ist Legion, — Sie wissen es — — und endlich die Feinde und Gegner der lateinischen Race, die wohl begreifen, daß, wenn dieser Race neben der materiellen Gewalt, die sie durch die Einigung Italiens und durch die Präponderanz Frankreichs erlangt hat, noch die geistige zur Seite steht, der Kampf mit ihr am Tage des Zusammenstoßes schon im Voraus zu ihren Gunsten entschieden ist, — — die Alle werden sich dem Plane, den ich Ihnen soeben angedeutet habe, entgegenstemmen und in dieser Cohorte von Feinden sind die am wenigsten gefährlich, die frei und offen dem Katholicismus und der lateinischen Race die Stirne bieten; — am gefährlichsten sind die, welche den Kaiser

drängen, entweder sein großes Werk zu überstürzen oder ihn davon zurückhalten wollen!

„Also die piemontesische Regierung, ... mein Vater?“ . . .

„Ja, Prinzessin — ihr Vater, Cavour — und Ihr Gemahl, der mit diesen Beiden auf derselben Linie steht — und hinter ihnen die Cohorte der sogenannten Liberalen — die Mazzini, die Garibaldi! Und auf der anderen Seite — ich brauche es Ihnen nicht zu sagen — die Kaiserin und mit ihr eine so große Partei am Hofe und in Frankreich, wie man es sich kaum vorstellen kann. — Zwischen beiden muß der Kaiser festen Schrittes seinem Ziele entgegen gehen. Er muß dem Papste und besonders der Christenheit den Beweis liefern, daß er den Katholicismus mit Macht vertheidigen will, und daß er es nicht duldet, wenn man an ihm rüttle, und wiederum muß er der ganzen Gedankenströmung unserer Zeit beweisen, daß er nicht Willens sei, einen Zoll breit zurück zu weichen auf der Bahn des Fortschrittes und der geistigen Emanzipation! — Sie werden begreifen, Fürstin, welch' eine Aufgabe es ist und wie Recht Sie hatten, in diesem Titanenkampfe die Aufgabe des Kaisers nicht noch zu erschweren!“

„Und Sie glauben“, sagte Clothilde, indem Sie den Worten des Grafen mit gespannter Aufmerksamkeit

lauschte, der ihr so neue und weite Horizonte enthüllte, „und Sie glauben, daß der Kaiser wirklich der Mann ist, um einen solchen Plan auszuführen?“

„Ich glaube, — ich weiß, Fürstin, daß er den Willen dazu hat, — daß er immer noch die Energie dazu besitzt. Aber seine Feinde wissen auch, daß der Abend seines Lebens naht und sie werden Alles anwenden, damit die Kraft, die ihm noch übrig bleibt, in leerem und unnützem Geplänkel vergeudet und es ihm so unmöglich wird, das große Werk zu vollführen. — Das ist der Plan!“ . . .

In diesem Augenblicke trat ein Huissier ein und meldete, daß Seine kaiserliche Hoheit, der Prinz Napoleon, um die Erlaubniß bitte, von seiner hohen Gemahlin empfangen zu werden.

Das Gesicht der Prinzessin nahm bei dieser Anzeige einen Ausdruck an, der dem ganz fremd war, welchen es in der Unterhaltung mit dem Grafen Arese bewahrt hatte. Ihre ganze Gestalt reckte sich, — ihr Blick wurde kalt, — fast starr, — kein Muskel zuckte in ihrem Antlitze und mit einer ruhigen, monotonen Stimme sagte sie:

„Ich lasse Seine kaiserliche Hoheit bitten, einzutreten.“

Doch kaum hatte der Huissier den Fuß auf die

Schwelle gesetzt, als sie mit großer Hast den Kopf dem Grafen Arese zuwandte und leise — kaum verständlich ihm zuflüsterte:

„Nehmen Sie Ihre Zunge in Acht vor meinem Gemahl. — Kein Wort von dem, — was Sie soeben gesprochen!"

Und ehe der erstaunte Graf noch zu sich gekommen, hatte sie schon wieder ihr Haupt weggewandt — der Thüre zu, durch welche in diesem Augenblicke ihr Gemahl eintrat.

Er ging gerade auf sie zu, nahm ihre Hand und küßte sie, — dann wandte er sich um und streckte dem Grafen seine Hand entgegen.

„Ich will nicht lügen", sagte er mit einem Male mit seiner gewohnten Brüskerie, „mein Hiersein entspringt nicht allein dem Wunsche, die Prinzessin zu sehen. Man sagte mir, daß Sie hier wären und ich fürchtete, daß Sie wiederum Paris verlassen könnten, ohne daß ich Sie treffen würde, — wie das letzte Mal. Und so kam ich denn, Sie hier aufzusuchen!"

Dann wendete er sich seiner Gemahlin zu und fuhr fort:

„Sie werden mir das nicht übel deuten, liebe Freundin, aber ich bin in Ungnade bei dem Grafen, — ich weiß wirklich nicht, weshalb."

„Eure kaiserliche Hoheit scherzen", sagte der Graf. „Die Eile, mit der ich bei meinem letzten Hiersein Paris verlassen mußte, ist allein daran Schuld, daß ich mich der Pflicht entzog, mich Ihnen vorzustellen. Aber seien Sie überzeugt davon, daß diesmal ein Gleiches nicht geschehen wäre und daß augenblicklich, nachdem ich von Seiner Majestät empfangen, ich mir die Ehre ausgebeten hätte, von Ihnen empfangen zu werden."

„So! Nun, dann desto besser", sagte der Prinz, „ich wußte auch nicht, womit ich es verschuldet haben könnte, bei Ihnen so schlecht angeschrieben zu stehen."

„Aber ich bitte Eure kaiserliche Hoheit, diese Worte nicht zu wiederholen, ich wüßte nicht . . ."

„Doch, — doch, lieber Graf. — Bah, wer kann mit seinen Neigungen zu Gerichte gehen? Die Antipathien und Sympathien sind da, und man muß ihnen Folge leisten, ob man es will oder nicht! In Ihrem Geiste geht es so wie hier ungefähr bei Hofe! Wer für den Kaiser ist, — ist gegen mich — und vice versa! — Es gibt sehr Wenige, die es zu begreifen fähig sind, daß die Interessen des Kaisers und seine Neigungen in ihren Endzielen ganz und gar mit dem, was ich denke, wünsche und trachte, übereinstimmen. — Manchmal sind wir über die Wege, die wir einschlagen, uneins, aber der Punkt, wo wir zusammen-

kommen, ist für uns Beide ein und derselbe. — Seine Majestät werden Ihnen das bezeugen können!“

Und dabei warf er einen schnellen, durchdringenden Blick auf den Grafen, als wenn er ihm sagen wollte: „Ich hoffe, daß Sie mich verstehen werden.“

Arese verbeugte sich leicht.

„Ich habe nie daran gezweifelt“, sagte er, „daß dem so ist. — Eure kaiserliche Hoheit sind eine zu bedeutende Stütze des Thrones, um nicht einzusehen, daß die Eintracht vor allen Dingen nothwendig ist in einem Lande, das so viele Parteien hat, wie das Ihre.“

„Sehr recht, — sehr recht, Herr Graf. Ich sehe, daß Sie unser schönes Frankreich genau kennen! — Ein herrliches Land. — — Um es ein paar Jahre in Ruhe zu halten, muß man ein Mann sein, wie der Kaiser. — Ich versichere Sie, mir würde das nicht gelingen, wenn ich an seiner Stelle wäre! — Dieses klerikale Gesindel“ . . .

„Ich bitte Sie“, unterbrach die Prinzessin.

„Ah, Pardon! Ich vergaß, liebe Clothilde, daß man Sie dazu rechnet! — Die Leute kennen Sie auch nicht, — Sie wissen nicht, daß Ihre Frömmigkeit einen ganz anderen Ursprung hat, wie die ihre, —

daß Sie wahrhaft religiös-fromm sind, während jene" . . .

„Ich bitte Sie — lassen wir das", sagte die Prinzessin.

„Wie Sie befehlen! — — Nun, lieber Graf, was gibt es Neues in Italien? Ich weiß nicht, die Luft kommt mir wieder gewitterschwül dort vor. Es ist mir gerade so zu Muthe, wie im Jahr 1858. — Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich habe für so etwas feine Nerven."

„Ich kann Eurer kaiserlichen Hoheit hierüber keine Antwort geben", erwiderte der Graf mit großer Reserve, „aber ich glaube überzeugt zu sein, daß die königliche Regierung alle Aufmerksamkeit auf die lenkt, welche fähig sind, die öffentliche Ruhe auf irgend eine Art und Weise zu stören."

„Was Sie da sagen, das liest sich gut gedruckt, Herr Graf", meinte der Prinz lächelnd, „das sind so Redensarten, wie sie sich prächtig in einer offiziellen Zeitung ausnehmen; — aber in der Wirklichkeit ist das gewöhnlich ganz anders! Ich glaube nicht, daß Ihr Ministerium viel daran denkt, den Drang nach Vorwärts Ihrer Nation mit Gewalt zurückzuhalten."

„Das würde auch schwer sein, Prinz! Ich meine nur, daß dieser Drang sich nicht in Thaten äußern

darf, welche gegen das Interesse der Regierung laufen.“

Der Prinz schlug ein Schnippchen mit den Fingern.

„Wo liegen die Interessen einer Regierung in einem Lande wie das Ihre? Italien wird und muß eins werden — das ist eine Lebensfrage für Ihr Land. Die Interessen einer Regierung erheischen nur, daß nichts geschehe, was diese Existenzfrage schädigen kann.“

„So meinte ich es auch“, erwiderte der Graf mit eisiger Stimme.

Der Prinz war zu sehr gewohnt, mit Leuten umzugehen, die ihre Gedanken verheimlichten, um das nicht sogleich aus dem Tone herauszufühlen, den Arese mit einer gewissen Affektion seit einigen Augenblicken angenommen hatte. — Ein leises Zucken seiner Brauen und ein Zusammenballen seiner Hände zeigte genugsam, daß er anfing, die Geduld zu verlieren.

„Sie werden hier in Paris dies und jenes verändert finden“, sagte er, „es wird Sie vieles in Erstaunen setzen — vieles, was Sie ganz anders bei Ihrem letzten Hiersein verlassen haben, wird jetzt in einer Weise sich Ihren Blicken darbieten, wie Sie es kaum für möglich gehalten haben.“

„Dürfte ich kaiserliche Hoheit bitten, sich mir zu erklären?"

„Ich meine, die Strömung ist eine ganz andere, Herr Graf. Die Sympathien des Kaisers für Ihr Land sind Ihnen bekannt. — Ich kann behaupten, daß diese Sympathien nicht um ein Jota nachgelassen haben, aber gewisse Dinge, — ich weiß nicht welche — — ich kann dieselben Ihnen wirklich nicht näher bezeichnen — — aber gewisse Dinge müssen doch stattgefunden haben, die eine Mißstimmung zwischen Paris und Turin hervorriefen, denn ich bemerke seit einiger Zeit, daß der Kaiser, . . . wie soll ich das sagen? Ich meine, daß der Kaiser mit einer gewissen Lauheit da vorgeht, wo er früher voll Enthusiasmus und Energie die Partei Italiens zu ergreifen pflegte! — Das muß doch einen Grund haben, — einen Grund, den ich nicht kenne, denn . . .", darauf einen raschen Blick über das ruhige Gesicht seiner Gemahlin werfend, „denn ich kann mir nicht denken, daß der Wille des Kaisers beeinflußt sei . . zu Gunsten einer Partei, die ihm und uns Beiden ebenso feindlich gesinnt ist, wie Ihnen."

„Welche Partei meinen denn Eure kaiserliche Hoheit?" fragte Arese.

„Nun die römische, — da das Wort klerikal der

Prinzessin unangenehm in die Ohren tönt! Immer dieselbe Partei, die den Kaiser haßt und Alles, was er unternimmt, zu vereiteln sucht."

„Ich kann Eurer kaiserlichen Hoheit darüber keine Antwort ertheilen, da ich noch nicht die Ehre gehabt habe, von Seiner Majestät empfangen zu werden, aber es wird mir schwer zu glauben, daß der Kaiser für eine Sache erkalten sollte, für die er bereits so vieles gethan hat, — für welche er seit so langen Jahren die lebhaftesten Gefühle hegte."

„Ja, aber man wird alt, — und dann treten Pflichten ein, Herr Graf, — Pflichten, die Sie vielleicht auch nicht einmal zu verstehen fähig sind — die man nur dann kennt, wenn man auf dem Throne sitzt und die, wenn man ein Gefühl für Pflichterfüllung überhaupt hat, man oft selbst übertreibt! Zum Beispiel wird sich der Kaiser sicherlich sagen, daß die große Majorität des französischen Volkes ganz und gar dem heiligen Vater ergeben ist und sie mit Schmerz bemerken würde, wenn zu Gunsten eines Landes, das so wenig für Frankreich gethan hat, — für die Dynastie Napoleons eigentlich weiter nichts, als ihrem Chef hie und da einen Mörder zu senden — das Land wird es nicht gleichgiltig mit ansehen, daß man seine tiefsten, heiligsten Gefühle mißachtet, um . . . .

vielleicht einer Jugendschwärmerei Genüge zu leisten."

Und dabei war wieder sein Blick, den er, wenn er in Affekt gerieth, sehr schwer zu zügeln wußte, über das Gesicht des Grafen gestreift und hatte versucht, in demselben die Eindrücke zu lesen, welche seine Worte hervorbrachten. — Sei es nun, daß der Graf von den Worten des Prinzen nicht im Geringsten berührt wurde, oder daß er dermaßen auf seiner Hut war, jede Regung zu unterdrücken, Thatsache ist, daß der Prinz Napoleon kaum wahrzunehmen vermochte, welchen Eindruck seine Reden auf jenen gemacht hatten — und das fing an, ihn immer nervöser zu machen! — Es lag diese Eigenthümlichkeit im Charakter dieses so äußerst begabten Mannes: Alles, was er unternahm, ob gut oder schlecht, ob in engen Kreisen oder in weittragenden Horizonten, mußte ein augenblickliches Resultat haben. — Welches dieses Resultat war, ob es nicht direkt seine Pläne über den Haufen warf, kam für ihn erst in zweiter Reihe zu stehen. — Das Einzige, was er nicht ertragen konnte, war: warten zu müssen. — Er hatte sich wahrscheinlich hier gesagt, als er zu seiner Gemahlin eintrat, daß es ihm leicht werden würde, das zu errathen, was der Graf Arese in Paris vorhabe, in welchem Sinne er wenig-

stens seine Mission auszuführen gedenke, und jetzt sah er, daß dem nicht so war, daß es nicht so leicht war dieses vom Gesicht des Grafen Arese's abzulesen, wie er es sich wohl eingebildet hatte. — Und das brachte ihn nach und nach aus der Contenance, welche er mit so vieler Mühe zu schaffen gewußt hatte.

Man plauderte weiter. — Die Ereignisse wurden von dem Prinzen in seiner pittoresken Art und Weise, die seine Rede so interessant machte, wie die Weniger, berührt und bei jedem suchte er von neuem das zu erreichen, was er sich vorgenommen hatte. Immer kamen Bemerkungen, deren Spitzen gegen Rom gerichtet waren, und immer hoffte er auf einen Ausbruch seitens seiner Gemahlin oder auf einen Widerspruch seitens des Grafen. — Aber er irrte sich! — Die Prinzessin hörte mit der Geduld einer Natur zu, die sich nur zu beleben schien, wenn die Worte des Prinzen — etwas allzu pittoresk wurden und die dann mit einigen Silben ihn unterbrach — während der Graf, der sich vielleicht selbst nicht für einen so geschmeidigen Hofmann hielt, mit ausgesuchter Höflichkeit dieses oder jenes bejahte — dort wieder ein Erstaunen zeigte, das wohl auch nicht so ganz wahrhaft war oder sich der Rolle des stummen Zuhörers anschloß.

Der nervöse Zustand des Prinzen, als er ge-

zwungen war, sich einzugestehen, daß er auf diesem Wege zu keinem Resultate käme, nahm von Augenblick zu Augenblick immer größere Proportionen an und es war leicht vorauszusehen, daß ein Eclat folgen würde.

Derselbe fand aus Ursache eines leicht hingeworfenen Wortes statt, welches aber die Quintessenz alles dessen enthielt, was Prinz Napoleon wohl seit einigen Jahren gedacht hatte.

„Ich weiß nicht, ob es gelingen wird", sagte er, „aber der Plan war nicht schlau genug angelegt. Jedermann weiß, welch ein Patriot der Kaiser ist, — wie er Frankreich über Alles liebt und an seine Größe und an seinen Ruhm denkt. Nun wohl! Darauf basirt man den Angriffsplan. Schändlich genug ist es, daß man aus einer so hohen Eigenschaft Waffen schmiedet, um einen Mann, der so begabt ist, damit zu bekämpfen. Immerwährend werden dem Kaiser die Ohren vollgeraunt, daß das Interesse Frankreichs bei seiner Sympathie für Italien zu Grunde geht. — Die Ereignisse, die vielleicht in wenigen Wochen dort stattfinden werden, wird man ausbeuten und versuchen, ihm begreiflich zu machen, daß Frankreich direkt dabei angegriffen wird, immer Frankreich . . . . Frankreich bei jedem Worte, und das von den Lippen gewisser

Leute, die alles andere eher im Herzen tragen, als das Interesse unseres Landes."

Und dabei hatte er den Grafen Arese so scharf fixirt, als wenn ihm das persönlich gegolten hätte, obgleich dies doch kaum denkbar war.

Doch dieser konnte nicht umhin, jetzt eine Antwort zu geben, und er beschloß, der seltsamen Lage, in der er sich befand, ein für alle Mal ein Ende zu machen.

„Eure kaiserliche Hoheit", sagte er, „bewegen sich, seitdem ich die Ehre habe, mich mit Ihnen zu unterhalten, in einem Kreise, der für mich voller Räthsel ist. — Sicherlich soll Alles, was Sie mir gesagt haben, zur Erklärung irgend einer Thatsache dienen, aber ich muß bedauern, diese Thatsache nicht zu kennen, und deshalb bleibt Alles, was ich von Ihnen höre, mein Prinz, für mich unverständlich. — Wollen Sie nicht die Güte haben, mir den Schlüssel zu diesen Räthseln zu geben, welche Sie seit einer Viertelstunde mir aufgeben und die ich zu errathen faktisch nicht fähig bin?"

Und dabei hatte er seine schlanke und elegante Figur gerade aufgerichtet und warf dem Prinzen einen zwar nicht herausfordernden, doch energischen und offenen Blick zu. — Auch die Prinzessin Clothilde hatte

ihr Haupt erhoben und sah mit einer gewissen Angst auf Beide.

„Räthsel, Herr Graf?" sagte der Prinz Napoleon. „Ich begreife nicht, wo Sie hier Räthsel sehen, es däucht mich, daß ich offen und verständlich spreche. Ich weiß, — Sie sind mein Feind, Sie mißbilligen die Rathschläge, die ich hier und da meinem Schwiegervater gebe, mit dessen Politik und der seines Ministers ich vollkommen einverstanden bin, — Sie bauen auf Ihre alte und bewährte Freundschaft mit dem Kaiser und hoffen das, was ich nach reiflicher Ueberlegung der Dinge mich berufen fühle, ihm zu rathen — Sie hoffen, das nichtig zu machen durch . . . ich will das Wort nicht aussprechen, welches mir auf der Zunge schwebt, — dessen Tragweite Sie kaum zu fassen fähig sind. — Ich denke mir, daß Sie hauptsächlich daran die Schuld tragen, wenn der Kaiser zaudert und zagt, und sich mehr und immer mehr den Rathschlägen der Partei der Kaiserin hingibt — oder wenn Sie auch nicht die Schuld daran tragen, so dienen Sie ihm doch als eine Autorität, gegen die wir nicht ankämpfen können. Sie haben die Prätension, Italien und die Italiener besser zu kennen, als wir Alle. Der Kaiser glaubt Ihnen. — — Sie, — man hat mich dessen versichert, — sind es, der ihm stets ins Gedächtniß

zurückruft, daß er auch das Interesse Frankreichs nicht zu vernachlässigen habe, Sie bekräftigen ihn in der Idee, daß Italien noch nicht reif ist, das zu werden, wonach das Land strebt: einig und frei und unter dem Scepter meines Schwiegervaters! — Ich klage Sie an, Graf Arese, und Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge halte, und mich nicht scheue, dieselbe dem offen in's Gesicht zu sagen, dem sie gilt."

Eine Pause folgte. — Diese Art und Weise des Angriffes glich ganz und gar der Persönlichkeit, die zwanzig Jahre hindurch den kaiserlichen Hof beinahe in Verzweiflung setzte.

Die Rolle des Mauerstürmens, des . . . mit dem Kopfe durch die Wand Rennenden, stand dem Prinzen Napoleon außerordentlich gut. — Er wußte es und darum war auch nichts fähig, ihn zu vermögen, dieselbe aufzugeben, ... er glaubte vielleicht, daß das seine Aehnlichkeit mit seinem großen Oheim nur noch mehr konstatire! — Und oft gelang es ihm auch, auf diese Weise jeden Widerspruch niederzudonnern, und selbst gegen diejenigen Recht zu behalten, welche mit dem vollen Bewußtsein und dem guten Glauben an das, was sie vertheidigten, sich mit ihm in eine Discussion eingelassen hatten.

Wahrscheinlich hatte er geglaubt, daß ein Gleiches mit dem Grafen Arese stattfinden würde. Er war am Hofe in dieser Hinsicht zu sehr verwöhnt worden, — aber diesmal hatte er sich arg getäuscht.

Der Graf, ohne ein Wort der Erwiderung, verneigte sich leicht vor dem Prinzen und sagte:

„Ich muß Eure kaiserliche Hoheit bitten, mir zu erlauben, auf Anklagen dieser Art keine einzige Silbe zu antworten.“

Und ehe der Prinz eine Replice gefunden, hatte sich Arese an die Prinzessin Clothilde gewandt und gesagt:

„Ich bitte Eure kaiserliche Hoheit, mir Urlaub zu ertheilen und versichert zu sein, daß ich mit den Gefühlen des tiefsten Dankes die Gnade anerkenne, von der hohen Tochter meines Königs auf eine so freundliche Weise empfangen worden zu sein.“

Ohne daran zu denken, was sie that, — streckte die Prinzessin ihm die Hand entgegen, auf die er, sich tief verbeugend, ehrfurchtsvoll seine Lippen legte — — dann erhob er den Kopf von neuem, machte dem Prinzen eine stumme Verbeugung und mit ruhigem gelassenem Schritte verließ er den Salon der Prinzessin Clothilde.

. . . . Das war nun eine Art und Weise, die

dem Prinzen Napoleon bis jetzt noch nicht vorgekommen war. So war er noch nie . . . von oben nach unten behandelt worden — selbst der Kaiser hatte ihn in ihrer heftigsten Discussion nicht so abgefertigt!

Er zeigte so recht, wie tief er von dem Benehmen des Grafen gekränkt worden war, als die Schritte desselben im Vorzimmer verhallt waren. Dann erst kam er so recht zur Besinnung und ein Ausbruch des Zornes erfolgte, wie ihn seine Gemahlin noch nie bei ihm gesehen hatte. —

Das waren Worte, Ausrufe, Schreie . . . nicht allein eines Prinzen, sondern eines jeden gebildeten Mannes unwürdig! Die ganze Wuth und Leidenschaftlichkeit des Korsen kam mit einem Male zum Ausbruche, und wenn der König Victor Emanuel in seiner Aufregung sehr derb zu werden pflegte, so waren die Flüche des Prinzen, obgleich im Französischen ausgestoßen, doch nicht eleganter Natur — und am wenigsten dazu geeignet, die Ohren einer Dame zu treffen.

Es war dies eine Scene, die das Gemüth der Prinzessin auf das Empfindlichste berührte, zumal da es wohl die erste war, der sie in der kurzen Zeit ihrer Ehe beigewohnt hatte.

Was drohte dieser vor Jähzorn fast trunkene Mann nicht Alles! — Welche Geheimnisse kramte seine

Zunge, deren Herr er nicht mehr war, aus, — Geheimnisse, die verborgen hätten bleiben sollen, und die der entsetzten Prinzessin wie Traumklänge verhallten — und endlich, als seine Lippen ermüdet schienen und der Zorn noch nicht ausgetobt hatte, da ergriff er eine Porzellanvase, die auf dem Kamine stand und schleuderte sie an den Boden, daß sie in Stücke zerschellte.

Da erst erholte sich die Prinzessin von ihrem Schrecken und begriff, was ihr zu thun übrig bliebe.

Ohne den Wüthenden durch eine Gegenrede noch mehr zu reizen, stand sie ruhig auf und verließ mit schnellen Schritten, ohne das Haupt zu wenden, das Gemach. — Sie hörte glücklicher Weise nicht die entsetzlichen Worte, welche ihr von dem Neffen des ersten französischen Kaisers — dem Vetter Napoleon's III., nachgerufen wurden.

— — — — — — — — — — —

Man wird sich leicht vorstellen können, in welcher Stimmung der Graf Arese sich von neuem in die Tuilerien begab, um endlich zu versuchen, vom Kaiser empfangen zu werden.

Der Graf war in einer sonderbaren Mißstimmung, — die Verzögerung der Audienz fing an, ihn stutzig zu machen! — Er, der in den vergangenen Jahren, fast unangemeldet, möchten wir sagen, in den Tuilerien

aus- und einging, war jetzt von einem Tage zum andern vertröstet worden. — Und nun kam diese Unterhaltung mit dem Prinzen Napoleon dazu, die gar nicht geeignet war, ihn besser zu stimmen, und die auf jeden Fall ihn einen Zipfel des Schleiers lüften ließ, welcher so viele Geheimnisse des Tuilerienkabinets bedeckte, — und der halbe Blick, den er hineinthat in den Wirrwarr, genügte, ihm den Kopf schwer zu machen . . . und auch das Herz, wenn er daran dachte, daß sein bester Freund, der Kaiser, der Mittelpunkt dieses Chaos sei . . . .

Er hatte seinen Wagen auf dem Platze de la Concorde verlassen und wollte einige hundert Schritte, die ihn vom Kaiserschlosse trennten, zu Fuß zurücklegen, um sich wenigstens ein klein wenig zu sammeln. — Aber kaum war er ein paar Minuten gegangen, als er plötzlich stehen blieb. —

Ein vorüberrasselnder Wagen, dessen Insasse ihm ein freundliches Handzeichen gemacht, hatte ihn zum Stutzen gebracht.

„Morny!" murmelte er — „der fährt auch den Tuilerien zu, hm! — sollte meine Audienz noch einmal vereitelt werden!"

Er ging vorwärts, und als er von der Rue St. Honoré aus das Schloß betrat, zeigte sich von neuem

ein Erstaunen bei ihm, dessen er kaum Herr zu werden vermochte. — Diesmal war es keine elegante Equipage, wie die des Grafen Morny, welche vorbei rollte, sondern ein einfacher Fiaker, wie man solche auf den Bahnhöfen findet, und um diesen Gedanken augenblicklich zu bestätigen, genügte es, nur einen Blick auf den Koffer zu werfen, der oben auf diesem Wagen festgebunden war. — Es war kein Zweifel möglich, der Insasse mußte soeben angekommen sein.

Aber wer konnte der wohl sein, der mit einem Fiaker direkt vom Bahnhofe in die Tuilerien fuhr.

Als wenn dieser die stumme Frage des Grafen Arese beantworten wollte, hielt das Gespann plötzlich still, ein Mann stieg hinaus, sprach leise einige Worte mit dem Kutscher, und schnellen Schrittes ging er der großen Eingangsthüre des Palastes zu.

„Persigny“, murmelte Arese, „aber träume ich? — Was gibt es in den Tuilerien? Persigny, der von London gekommen ist, um . . . . ja aber was ist denn geschehen?“

Und er beschleunigte soviel wie möglich seine Schritte.

Aber noch ein Abenteuer sollte er bestehen, ehe er in das Schloß eingelassen wurde.

In der Nähe der kleinen Thüre, welche durch die

Trésorerie in das Cabinet Napoleons führte, stand ein ziemlich blasser und hagerer Mann. — Es konnte ein Dreißiger sein, aber das Leben mußte mit seiner ganzen Gewalt in diesem Menschen gehaust haben, denn seine Züge waren erschlafft, und nur aus dem Feuer seines Blickes leuchtete von Zeit zu Zeit noch ein Schimmer von Jugend. Er war ziemlich elegant gekleidet, doch war es, als wenn er alles vermeiden wollte, was den Stutzer in ihm anzeigen könnte. — Seine Kleidung war streng und nach einem Schnitte, dessen man sich wohl in Paris nicht mehr entsann, — sein Gesicht glatt rasirt, und wenn man nach diesen Aeußerlichkeiten hätte einen Schluß ziehen können, so würde man zu dem gekommen sein, daß dieser Mensch ein . . . englischer Clergymann sei.

Doch was sollte ein solcher wohl in dem Hofe der Tuilerien zu thun haben, und wie konnte, wenn das die Wahrheit gewesen, wie konnte der wohl den Muth haben, gerade auf den italienischen Senator loszugehen, und ihm zu sagen:

„Herr Graf Arese, wenn ich nicht irre, — — Sie gehen zum Kaiser, nicht wahr?“

Der Graf maß jenen vom Scheitel bis zur Sohle. Er entsann sich nicht, ihn je gesehen zu haben.

„Ich weiß“, sagte jener, der den Ausdruck dieses

Blickes wohl verstand, mit heftiger Stimme, „ich weiß, was Sie sagen wollen, Excellenz, — Sie kennen mich nicht, — — schadet nichts! — Ich bitte Sie, lassen Sie sich durch das Ungewöhnliche meines Auftretens nicht zurückschrecken, es ist der Dienst des Kaisers, der mich dazu bewogen hat, Sie hier aufzuhalten."

„Was wünschen Sie, — womit kann ich Ihnen dienen?" erwiderte der Graf, indem er ihn scharf ansah.

„Sie gehen zu Seiner Majestät, — ich weiß es," sagte jener, — „aber vorher müssen Sie durch die Trésorerie, — durch das Cabinet des Herrn Thélin."

„In der That."

„Nun, Herr Graf, — dort befindet sich ein Mann, der Ihnen vielleicht unbekannt ist, — aber der augenblicklich den Kopf wenden wird, wenn Sie das Wort „Lagrange" aussprechen."

Der Graf warf jetzt noch einen prüfenderen Blick auf diesen Menschen, denn er wußte gar wohl, wer Lagrange sei, und sein erster Gedanke mußte natürlich sein, daß dieser einer der Agenten des berüchtigten Detektivs wäre.

„Ich bitte Sie Herr Graf", fuhr jener fort, — „sagen Sie ihm augenblicklich, daß ich ihn sprechen muß, — aber es bedarf der Eile, der höchsten Eile.

Das, was ich ihm zu sagen habe, hängt auf das Engste mit dem Dienste Seiner Majestät, des Kaisers Napoleon, zusammen."

„Ja, aber warum gehen Sie nicht hinein, mein lieber Herr?" sagte der Graf.

„Ich kann nicht, es würde zu lange dauern, Ihnen das zu erklären, ich kann . . . ich darf nicht!"

„Und warum beauftragen Sie nicht einen andern als mich, — es kommen so viele Diener hier auf und ab."

„Weil" — und jener trat dem Grafen einen Schritt näher — „weil Niemand es wissen darf, — nicht allein, daß ich hier bin, . . . aber . . . ."

„Nun wohl, gut, gut", unterbrach der Graf. „Sagen Sie mir, wer Sie sind, oder was für einen Namen ich Herrn Lagrange nennen soll?"

Jener zögerte einen Augenblick, dann beugte er seinen Kopf dem Grafen noch näher zu, und fast unhörbar murmelte er:

„Nennen Sie ihm den Namen Ferdinand Löwenstein, — den Sekretär Doktor Ewalds aus Jerusalemsquare."

Der Graf mußte sich diese Worte einige Male wiederholen lassen, um sie zu behalten, — dermaßen klangen sie ihm fremd. Dann erstieg er schnell die

Treppen und ward von einem Diener in das Cabinet Thélins geführt.

Sein erster Blick traf Lagrange, der sich erhoben hatte und stumm grüßte.

Der Graf ging auf ihn zu.

„Ich habe einen Auftrag für Sie, mein Herr", sagte er.

„Womit kann ich dienen, Herr Graf?"

„Dort unten steht ein Mensch, der mich dazu auserlesen hat, Ihnen zu sagen, daß er Sie in höchst wichtigen Angelegenheiten erwartet."

Lagrange machte eine unwillige Bewegung.

„Wahrscheinlich" sagte er, „irgend Jemand, der mir eine Nachricht zu bringen hat, ich bitte Eure Excellenz um Verzeihung, daß Sie sich damit belästigt haben."

„Ich glaube nicht, daß Sie das so leicht nehmen sollen, Herr Lagrange, — der Mann scheint mir etwas ungemein Wichtiges mitzutheilen zu haben, soviel ich von Physiognomik verstehe."

„Er wird warten müssen, denn Herr Thélin wird es nicht erlauben, daß ich mich entferne."

„Nun, wie Sie wollen", sagte der Graf, indem er einen Schritt dem Cabinete des Kaisers zuthat — „doch apropos, er hat mir auch seinen Namen genannt."

Graf Arese wiederholte die Worte, die er gehört.

Zuerst klangen sie auch dem Ohre Lagrange's fremd, aber plötzlich entrollte sich diesem ein ganzes Bild dessen, was er so lange vergeblich gesucht — dessen, womit er sich eingehendst beschäftigt hatte, wenn ihm überhaupt zu solchen Sachen die Zeit gegeben gewesen wäre.

. . . . Löwenstein, jener mysteriöse Mensch, der ihn und seine Agenten so trefflich durchschaut hatte, jener . . . .

Und mit einem Male kam die Gestalt Meier Lewin's wiederum vor seine Augen — alles das, was der Leser weiß; all' die Luftschlösser, die er auf jenes Zusammentreffen gebaut und von denen kein einziges sich erfüllt hatte, — — all' das war mit einem Male wieder vor seinem Blicke entrollt.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf" sagte er, „ich danke Ihnen."

„Entschuldigen Sie meine Neugier", meinte Arese, „ist das wirklich so important, wie jener es zu machen schien?"

„Ich kann's nicht sagen", erwiderte Lagrange, „aber . . ." und ohne seinen Satz zu vollenden, wendete er sich an Herrn Thélin und sagte zu ihm:

„Könnten Sie mir einen Ort anweisen, wo ich jetzt augenblicklich Jemanden empfangen kann?“

„Ja, aber lieber Freund“, meinte der alte Herr — „Sie wissen, daß Sie hier bleiben müssen, daß Sie unentbehrlich sind.“

„Ich will auch im Schlosse bleiben, ich will mich auch nicht entfernen, aber ich würde es mir mein Leben lang vorwerfen, wenn ich diesen Menschen nicht sähe.“

„Nun gut!“ — Der alte Herr schellte und gab einem Kammerdiener Befehl, Lagrange in irgend eines der vielen Zimmer zu führen.

„Aber daß ich Sie immer unter der Hand habe“ sagte er. — „Nehmen Sie nichts vor, was Sie vielleicht für längere Zeit beschäftigt, — denken Sie immer daran, daß ich Sie jeden Augenblick rufen lassen kann.“

„Gut, gut“, erwiderte jener, dessen Gedanken schon wo anders waren, und folgte dem Kammerdiener in ein abgelegenes Zimmer.

„Hier, nehmen Sie diese Karte“, sagte er, „unten am Portal steht ein Mann, geben Sie ihm dieselbe — und führen Sie ihn herauf.“

... Einige Augenblicke später geschah, wie Lagrange es gewollt. — Ferdinand Löwenstein wurde in das Zimmer geführt, das Lagrange angewiesen war,

und der Diener entfernte sich augenblicklich . . . . aber nicht so schnell, als daß er nicht einen scharfen, vor Aufregung fast heiseren Schrei Lagrange's hätte hören und die Worte vernehmen können:

„Sie . . . . ! Sie . . , . ! Sie . . . . ! unter den Lebenden!"

Dann ward alles still, und jener, der an das Geheimnißvolle seit Jahren gewöhnt war, ging seinem Dienste nach. —

Zweites Kapitel.

Böses Omen.

So war er denn gekommen, der Tag des großen Kriegsrathes, an dem der Kaiser endlich mit seinen Getreuen ein so urernstes Wort sprechen wollte, wie er es seit Langem nicht gethan! —

Wie eine Ahnung lag es in ihm und in Allen, daß eine Wendung im Geschicke der Völker bevorstände, und daß der, welcher bei dieser allgemeinen Verrückung der Verhältnisse dennoch die Zügel in den Händen behalten wollte, vor allen Dingen klar vor sich hin sehen müsse, und daß die, welche ihm dienten, in seine intimsten Gedanken eingeweiht sein müßten.

Es war also eine Sitzung des geheimen Rathes, oder wie man ihn damals noch nannte, des „Regentschaftsrathes", der wir beiwohnen.

Man weiß, daß nach dem Attentate Orsini's dieser Rath eingesetzt wurde, und daß vor allen Dingen bei seiner Institution der Gesichtspunkt maßgebend war, daß durch ein Verbrechen, dem gleich, welchem der Kaiser so eben entronnen, der Thron plötzlich vakant und das Land ohne Regierung sich befinden könnte.

Die Mitglieder desselben hatten sich heute in dem kleinen Saale des linken Flügels der Tuilerien eingefunden.

Es waren der Cardinal Morlot, wie man weiß, Erzbischof von Paris, — der Marschall Pellissier, — der Staatsminister Fould, — die Herren Troplong, Präsident des Senates und Graf Morny, der des gesetzgebenden Körpers, — Herr Baroche, der den Staatsrath präsidirte, — Graf Persigny, — Marschall Vaillant und Graf Walewsky.

Die Kaiserin, welche durch Dekret vom 1. Februar 1858 nicht allein ermächtigt, sondern sogar berufen war, den Sitzungen beizuwohnen, hatte sich diesmal entschuldigen lassen. . . . Man wird begreifen, welche Motive sie hierbei leiteten.

Mit einer Pünktlichkeit, die bei ihm zum Sprichwort geworden war, fand sich Napoleon ein und begrüßte kalt und förmlich die Herren, die seit kaum fünf oder sechs Minuten seiner harrten. Alle folgten

dem Kaiser bis zu dem großen Sitzungstische und nahmen Platz und zwar in der Reihenfolge, daß Morny und Persigny zur Rechten und zur Linken Napoleons saßen, während ihm gegenüber der Cardinal Morlot und der Staatsminister Fould Platz nahmen.

Wir können nicht umhin, hier ein Bonmot des Dichters Prosper Merimée zu citiren.

Als man bei Hofe erzählte, daß in den Geheimrathssitzungen stets der römische Cardinal neben dem berühmten Bankier saß, der von Geburt eine Jude, dann, um der Herzogin von Orleans zu gefallen, zum Protestantismus übergetreten und endlich, um der Kaiserin Eugenie den Hof zu machen, Katholik geworden war, — als Merimée hörte, daß diese Beiden stets dem Kaiser gegenübersaßen, meinte er, — der Grund hierfür sei wohl darin zu suchen, daß der Kaiser die beiden Renegaten stets unter der Herrschaft seines Blickes haben müßte. — Man verstand diese Anspielung nicht. Man gab zu, daß Herr Fould vielleicht als Renegat bezeichnet werden könnte, . . . aber der Cardinal? —

„Der Cardinal“, unterbrach dann Merimée stets mit seinem feinen Lächeln — „ist erst recht ein Renegat. — Um Cardinal zu sein, muß man Legitimist sein, und da der Erzbischof von Paris sich rühmt, ein

eifriger Napoleonist zu sein, so kann ich nicht anders, als ihm dieses wenig schmeichelhafte Epitheton zu geben, und finde noch einmal, daß der Kaiser Recht hat, diese Beiden nicht aus den Augen zu verlieren."

Wie bei allen solchen Bonmots war auch in diesem ein nicht geringer Theil Wahrheit enthalten. — Ein Grund des Mißtrauens gegen Morny, Walewsky und Persigny wäre Seitens Napoleons geradezu lächerlich gewesen, und die beiden Marschälle waren ihm so innig ergeben, daß auch hierbei an Mißtrauen nicht gedacht werden konnte. — Der Präsident des Senats und der des Staatsrathes waren nie etwas anderes gewesen, als Bonapartisten, und hauptsächlich waren sie Juristen von solcher Bedeutung, daß sie sich überhaupt nur in zweiter Reihe mit der Politik beschäftigten. — Also wenn überhaupt der Kaiser einigen Mitgliedern seines geheimen Rathes nicht traute, so konnten es nur diese Beiden sein, von denen der eine seine römischen Beziehungen nicht ableugnen durfte und konnte, während der andere durch seine Geldgeschäfte und Geldverbindungen überall in Europa Fühler hatte, die es ihm eventuell auch erlaubten, noch einmal eine Schwenkung zu machen, wie er deren schon drei oder vier in seiner Carriére gemacht hatte. — Der Kaiser hatte also wohl ganz Recht, diesen beiden Menschen stets in

die Augen blicken zu wollen, wenn es sich darum handelte, Maßregeln von großer Tragweite entweder zu treffen, oder auch nur zu berathen.

Nach einer kleinen Pause begann Napoleon: „Ich möchte von Ihnen, meine Herren, einige kurze Aperçüs haben, über den Zustand der Gemüther, — über die Denkungsart derer, mit welchen Sie in nähere Berührung gekommen sind, betreffs der momentanen Lage Europas".

Mit diesen Worten begann eine jede Sitzung des geheimen Rathes, und war auch die Reihenfolge, wie man berichtete, ein für alle Mal festgesetzt.

Der Kardinal Morlot war der Erste, der sich zum Sprechen erhob. — Auf ein Zeichen des Kaisers setzte er sich wieder, und sprach im Sitzen. — Auch dieses wurde beinahe zwölf Jahre lang bei jeder Sitzung wiederholt. Es war ein stummes Prärogativ, welches Napoleon dem Klerus und dessen Vertreter erwies, daß er ihm erlaubte, mit Bevorzugung seiner anderen Kollegen im Sitzen zu sprechen.

„Majestät", begann der Kardinal — „wenig Erfreuliches habe ich Ihnen zu melden! — Wir alle wissen, welche die Intentionen des Kaisers sind, bezüglich der römischen Frage, — wir wissen, daß nichts den Kaiser bewegen wird, Abenteuerern der schlimmsten

Sorte zu erlauben, an dem Besitzthum dessen zu rütteln, welcher der Vater der Christenheit genannt wird, und es durch Gottes Vorsehung und seinen Willen auch ist. Aber die verschiedenen Maßregeln, zu denen die Regierung Eurer Majestät wahrscheinlich gezwungen worden ist in dieser bewegten Zeit, haben die Gemüther auf eine seltsame Weise verwirrt und machen es dem der kaiserlichen Regierung so ergebenen Klerus äußerst schwer, dieselben in ihre wahre Richtung zurückzuführen. — Die Idee, daß Napoleon III. ein Feind Pius IX. ist — so absurd diese Idee auch immerhin sein möge — fängt an, Wurzel .. tiefe Wurzel zu schlagen! — Von allen Seiten, von Klerikalen wie von Laien kommen mir Anfragen über Anfragen — von mir will man die Lösung des Räthsels wissen, — und ich habe keine andere Antwort allen Jenen zu geben, als: „Traut dem Kaiser, — dem ältesten Sohne der römischen Kirche! — Wartet ab, — Ihr werdet finden, daß kein besserer Katholik je auf Frankreichs Throne gesessen hat als er!“ — — Vielleicht beliebt es Eurer Majestät, in dieser Sitzung uns neue Aufkärungen zu geben, welche dazu geeignet sind, meinen künftigen Antworten mehr Präzision zu geben!“

Eine leichte Kopfneigung des Prälaten bezeigte, daß er geendet habe.

Interessant wäre es gewesen, während der so schwülstigen Worte Morlots die Gesichter der Mitglieder des geheimen Rathes zu beobachten.

Das nichtssagendste Gesicht von allen war wohl das des Herrn Fould, — der ganz einfach vor sich hinstarrte, und an Gott weiß was zu denken schien. — Das feine und intelligente Gesicht des großen Rechtsgelehrten Troplong dagegen hatte sich voller Aufmerksamkeit auf die Lippen des Kardinals geheftet, — — es war, als wenn er etwas erwartete, als wenn das, was der Erzbischof sagte, ihm eine Vorrede dünkte zu dem, was kommen sollte, und als dieser endlich geendet, machte er eine Kopfbewegung voller Enttäuschung. — Sein Nachbar, Herr Baroche, dagegen schien so überzeugt und wir möchten sagen: bewußt von dem, was der Kardinal sagte, daß er es gar nicht der Mühe werth hielt, darauf Acht zu geben, und zerstreut umherblickte. Seltsamer Weise waren es die Marschälle Vaillant und Pellisier, welche durch einige beifällige Kopfbewegungen zu verstehen gaben, daß sie von den Worten des Kardinals ganz entzückt waren, besonders als er hervorhob, daß der Kaiser doch der eigentliche Vertheidiger des Katholicismus sei.

Morny schien das Amt Napoleons während der Rede Morlot's übernommen zu haben, denn er schaute

dem Kardinal so ernst und durchdringend ins Gesicht, als wolle er hinter seinen Worten einen Sinn suchen, den jener vielleicht nie gedacht hatte, hineinzulegen. Walewsky hatte stets seine imponirende Haltung, die immer zu sagen schien: Seht, ich bin der wahre Sohn Napoleons I. — und endlich Persigny, der mit seiner bekannten Nervosität den Wortschwall des Prälaten kaum zu ertragen vermochte und mit den Fingern auf seinen Knien trommelte.

Was den Kaiser selbst betrifft, so war in diesen Sitzungen sein Gesicht undurchdringlicher als je. — Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit jedes Wort Morlots an, und als dieser gezeigt, daß er geendet, erwiderte der Kaiser ein einfaches: „Ich danke Ihnen Kardinal", und mit einer brüsken Bewegung des Kopfes wendete er sich an Pellissier.

„Ihre Meinung, Herzog?" fragte er. Die kleine, gedrungene Figur des Erstürmers des Malakow erhob sich gerade und stramm. — Man weiß vielleicht, daß dieser Mann, der von Eisen war, den die Geschichte die personificirte Grausamkeit nennt, eine Stimme hatte, die der eines alten Weibes täuschend ähnelte. Eine hohe, gebrochene Fistel war wohl die richtige Bezeichnung dieser Laute, welche jedem Ohre wehe thaten, welches dieselben vernommen. Aber noch seltsamer

war es, wenn diese Stimme auf dem Schlachtfelde erklang, dann ..... man hätte es kaum geglaubt, übertönte sie alles Gewehrgeknatter — jedes Geschrei, — ja — jeden Kanonendonner! Durch das gräßlichste Getöse hindurch vernahm man klar und deutlich das hohe schneidende Commando, welches wie ein Messer in die Ohren drang.

„Majestät", sagte er — „der Wille des Kaisers hat mich seit einiger Zeit dem Commando der Armee entfremdet und mich in eine Laufbahn geführt, die eigentlich nicht die meine ist. — Schadet nichts, — der Armee gehört dem ungeachtet stets meine ungetheilte Aufmerksamkeit, mein ganzes Interesse, und ich kann Eurer Majestät nur melden, daß nach wie vor die Armee mit Vertrauen und Begeisterung auf den Kaiser blickt, — daß die Stimmen der Opposition an der Fronte der Bataillone verhallen, und daß, wohin immer Eure Majestät befehlen zu marschiren, sei es gegen einen auswärtigen Feind, sei es gegen eine Revolte im Innern, die Armee stets dieselbe bleiben wird."

„Ich danke Ihnen, Marschall", erwiderte Napoleon mit seiner ewig gleichen Stimme. „Die Herren Präsidenten des Senates, des Staatsrathes und des gesetzgebenden Körpers werden mir nichts Neues zu

sagen haben", fuhr er fort, indem er die drei Herren nach einander mit dem Blicke prüfte.

Baroche und Morny verbeugten sich leicht als Zeichen bejahender Zustimmung. Troplong jedoch erhob sich und sagte:

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, ich glaube nothwendig zu haben, in dieser Sitzung von einer Strömung zu sprechen, die im Senate des Kaiserreiches sich seit einigen Monaten erhoben hat, und die vielleicht, — wahrscheinlich sogar, mit jener zusammenhängt, von der seine Eminenz, der Cardinal Morlot, soeben gesprochen hat. Alle jene Stimmen — nicht des Mißtrauens, aber eines gewissen politischen Mißbehagens, das vielleicht auf derselben Stufe steht — sind auch in dem hohen Körper, dessen Präsident ich zu sein die Ehre habe, laut geworden. Senatoren, deren Treue und Anhänglichkeit an unser hohes Herrscherhaus nicht einen Augenblick in Zweifel gezogen werden können, sind voller Betrübniß zu mir gekommen und haben von mir eine Aufklärung haben wollen über das Einlenken der Regierung in Bahnen, die mit den Traditionen der immensen Majorität — nicht allein des Senates, sondern ganz Frankreichs im direktesten Widerspruche stehen! — Nicht allein auf dem Felde der Religion haben sich mir diese Beängstigungen kund

gegeben, sondern auf dem allgemeinen Gebiete der europäischen Politik! — Und das ist wenig logisch, — da, wenn der Kaiser im Sinne hätte, — was ich zu bezweifeln vielleicht berechtigt bin, gegen einige Forderungen seiner Heiligkeit nicht so nachgiebig zu sein wie bisher, es mir doch scheint, daß dieses nicht einen vollständigen Wechsel des Systems in sich einschließt. — Auch ich, wie seine Eminenz, konnte nichts anderes thun, als die Herren Senatoren darauf aufmerksam zu machen, daß Napoleon III. und seine Regierung vor allem das konservative Prinzip vertrete, und daß, wenn durch die Nothwendigkeit gezwungen, hie und da ein Schwanken eintrete, dies doch nur momentan sein könne, und daß unser Hauptziel — Befestigung der konservativen Ideen in Europa, vor allen Dingen von der kaiserlichen Regierung im Auge behalten würde."

Und wieder war ein: „Ich danke Ihnen, Herr Präsident", die einzige Antwort, die Napoleon auf diesen zwar sehr versteckten, aber doch ziemlich direkten Angriff des Senatspräsidenten erwiderte.

Jetzt kam die Reihe an Herrn Fould, und dieser war nicht gewohnt, sich so kurz, wie seine Herren Kollegen zu fassen. Er sprach vor allen Dingen von der Stimmung des europäischen Geldmarktes, und da er hier eine Autorität war, der keiner der Anwesenden

gewachsen sein konnte, so ließ man sich von ihm belehren und hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu. Der Schluß seiner Rede war wie von einem pathetischen Hauche durchzogen, und ist werth, wiedergegeben zu werden.

„Frankreich", sagte er — genießt eine Prosperität, von der Niemand, der nicht an der Quelle der Dinge sitzt, eine auch nur annähernde Idee haben kann. Alle unsere Berechnungen, alle unsere Voraussetzungen sind von der Wirklichkeit übertroffen worden. Selbst die Berechnungen der materiellen Fortschritte, welche Frankreich, seitdem es das Glück hat, von unserem glorreichen Kaiser regiert zu werden, gemacht, sind unmöglich. — Wir sind nicht allein das reichste Land Europas, sondern die progressive Bahn, auf der wir uns befinden, entzieht sich sogar jeder Berechnung. Wenn wir die gewöhnlichen Unglücksfälle, die ein Land immer zu ertragen hat, in unserer Berechnung noch verzehnfachen, wenn wir Sachen annehmen, die vielleicht im Laufe mehrerer Jahrhunderte nur einmal vorkommen, so muß dennoch Frankreich in zehn bis funfzehn Jahren, wenn es dem Kaiser gelingt, es auf dieser Bahn fortzuführen, nicht allein sämmtliche Länder Europas an Reichthum überflügelt haben, — sondern es muß dann eine Concentration des öffentlichen Vermö-

gens stattgefunden haben, welche Anlaß zu ernsten Conflicten geben könnte! — Ich will mich in wenig Worten deutlich aussprechen. — Die Prosperation Frankreichs hält nicht Schritt mit dem eigenen Lande, oder, da dieser Gedanke auch nicht recht verständlich ist, will ich ihn in Zahlen ausdrücken. Wenn Frankreich jährlich zehnfach prosperirt, so hat es selbst zu dieser Zahl nur etwa 6 Theile beigetragen und die übrigen vier das Ausland. Daraus werden Sie ersehen, daß in einer Reihe von Jahren das Ausland gradatim verarmt, je reicher Frankreich wird! Das wird den Nationen selbstverständlich mit der Zeit klar werden und, wie ich vorher sagte, zu einem Conflikte führen, dessen Consequenz wohl Niemand voraussehen kann."

„Und darum ist es wohl auch nicht nöthig, jetzt schon darüber zu verhandeln", meinte Napoleon, welcher zum ersten Male bei der heutigen Sitzung eine Bemerkung dazwischen warf.

Doch Herr von Fould hatte von jener Race, der er ursprünglich angehört hatte, einen guten Theil von Unverfrorenheit mit in den Prostantismus und von da in den Katholicismus hinüber genommen. Er ließ sich durch den Einwurf des Kaisers nicht im Geringsten zurückhalten.

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung", sagte

er schnell — „alles das, was ich vorher gesagt habe, war nur eben zu dem Zwecke mitgetheilt, einige Schwankungen des europäischen Geldmarktes, die in nächster Zeit stattfinden müssen, den Herren begreiflich zu machen und vor allen Dingen ihnen zu erklären, woher diese rastlosen und überall verbreiteten Angriffe der Presse aller Länder gegen die Finanzwirthschaft des zweiten Kaiserreichs kommen."

Die Räthe sahen einander an. — — Das, was er jetzt sagte, hing so wenig und so unlogisch mit dem Vorhergehenden zusammen, daß sie kaum begriffen, wie es mit einander in Verbindung zu bringen war. — Auch der Blick des Kaisers heftete sich fragend auf den Herrn Achilles Fould. Dieser hob den Kopf mit einer gewissen triumphirenden Miene empor und sagte:

„Die Angriffe, von denen Eure Majestät wohl Kenntniß erlangt haben und auch noch erlangen werden, — all' die Broschüren, die man jetzt veröffentlicht hat, und in nächster Zeit noch veröffentlichen wird, gegen das, was man die Finanzwirthschaft des Kaiserreichs nennt — ich will es offen bekennen, *sind von mir inspirirt!*"

Herr Fould hatte den Effekt erzielt, auf den er wahrscheinlich mit vollem Bewußtsein losgesteuert, denn die Blicke Aller hefteten sich erstaunt auf ihn und

schienen ihn zu fragen, wie man es sich wohl denken kann, was das zu bedeuten habe. — Mit überlegenem Lächeln und leicht seine Hüften wiegend, fuhr er fort:

„Europa muß vorläufig über unsere innere Lage, — und zu der inneren Lage rechne ich hauptsächlich den Nervus rerum — die finanzielle Frage, — gröblich getäuscht werden! Und das ist leicht bei der vorherrschenden Stimmung des Mißtrauens gegen das zweite Kaiserreich. Unsere, oder vielmehr meine Enthüllungen, die von Unwahrheit strotzen, werden von der haßsüchtigen Menge augenblicklich geglaubt werden! — Man kann nicht besser lügen, als mit Zahlen, die wahr sind! — Das Kaiserreich muß in den Ruf der lüderlichsten Finanzwirthschaft in Europa kommen. Man muß es nach und nach auf die gleiche Stufe mit der Türkei bringen! — Die mehr und immer mehr wachsende Schuldenlast muß in alle Welt hinausposaunt werden! Dabei können wir übertreiben, so viel es beliebt, — nur bei unsern Einnahmequellen müssen wir heucheln, — müssen das, was wir allein wissen, aller Welt verbergen! Aber auch das ist kaum nothwendig, — — man glaubt uns ja nicht — — und das ist ein Glück!“

„Es ist sicher sehr interessant, was Sie uns erzählen, Herr Minister“, unterbrach mit einem Male

Napoleon, „aber ich möchte Sie bitten, uns vor allen Dingen die immediate Nutzanwendung für die momentane Situation daraus zu ziehen."

Das war nun freilich eine Douche für den vorlauten und hochtrabenden Banquier, aber er war, seit er sich in intimen Beziehungen zum Hofe befand, auch genug Hofmann geworden, um dieselbe zu verstehen, — Er verbeugte sich leicht und sagte:

„Das Alles hat keinen andern Zweck, als Eurer Majestät die Erklärung zu geben, weshalb die allgemeine politische Mißstimmung, die in Folge der römischen und italienischen Frage in Europa herrscht, sich auch auf das finanzielle Feld ausdehnen wird, und weshalb in der nächsten Zeit der Credit Frankreichs eine Stockung erleiden muß."

„Ich danke Ihnen, Herr Minister!" sagte der Kaiser.

Nachdem Fould geendet, war eine eigenthümliche Stille eingetreten; — man hätte zu behaupten wagen können, daß keiner von den Anwesenden, vielleicht mit Ausnahme des Kaisers — einen rechten Begriff von dem hatte, was der ehemalige Banquier, und wie man damals glaubte, erste Finanzmann Europas wohl im Auge hatte, als er das Alles sagte.

Aber man richtet nicht mit Stimmungen. — Wo=

her die ihre kam, konnten die Herren des geheimen Raths sich selbst nicht erklären, aber die pathetischen und für sie meistentheils unverständlichen Worte Foulds hatten ihnen gezeigt, daß irgendwo eine Gefahr wäre, die sie zu entdecken nicht im Stande waren, und es war hauptsächlich dieses Gefühl des Unbewußten, das sie bedrückte.

„Herr Graf Walewsky", sagte der Kaiser — „halten Sie die Lage Europas derart verändert, daß Sie es für nothwendig halten, den Herren hierüber Mittheilungen zu machen?"

„Ja", erwiderte dieser, und nach einer Handbewegung des Kaisers, die einer stummen Aufforderung glich, begann er eine lange Rede, in welcher er mit der größten Klarheit die Beziehungen der verschiedenen Staaten zu Frankreich auseinanderlegte und klar und offen darstellte, wie es die Hauptaufgabe der Politik des Kaisers sein müsse, nicht wie andere Regierungen Allianzen zu suchen — das heißt für Frankreich zu suchen — sondern solche, die gegen Frankreich geschlossen würden, entweder im Keime zu ersticken, oder wenn es nothwendig sein sollte, mit Gewalt zu sprengen. Der Krieg von 1854 habe einen fast unauslöschbaren Haß zwischen der russischen und österreichischen Regierung hervorgerufen und der von 1859 habe einen Ab=

grund, der kaum auszufüllen, zwischen Oesterreich und Preußen erzeugt — es bliebe für die Zukunft nun weiter nichts übrig, als im Laufe der Jahre die Beziehungen Rußlands zu Preußen zu sprengen, und dann würde das Phantom der heiligen Allianz, welche Europa und speciell Frankreich noch immer mehr bedroht, als man vor einigen Jahren geglaubt hatte, für ewige Zeit begraben sein!

Dieses und Anderes, was der Graf Walewsky mit sehr beredter Zunge den geheimen Räthen Napoleons III. vortrug, war geeignet, sie ganz anders zu interessiren, als die Worte des jetzigen Finanzministers. — Mit der größten Aufmerksamkeit horchten sie, als wenn sie Furcht hätten, ein Wort von dem Gesagten zu verlieren, und als der Graf endlich geendet, und den Gipfelpunkt seiner Rede darin gefunden hatte, daß er behauptete, die Lage Frankreichs sei jetzt ernster, als sie je gewesen — als er geendet, sich vor dem Kaiser verbeugt und sich gesetzt hatte, da durchlief ein beifälliges Murmeln die hohe Gesellschaft, welches gewiß für den Sohn des ersten Napoleon im höchsten Grade schmeichelhaft war.

Was Napoleon selbst sich bei all' dem dachte, mag dahingestellt bleiben. Wie gewöhnlich war sein Auge ausdruckslos und keine einzige Bewegung seines Kör=

pers, kein Zucken der Gesichtsmuskeln, verrieth, ob er dem Gesagten Beifall spende, oder ob dieses oder jenes nicht nach seiner Meinung sei.

Nach einer kleinen Pause machte er dem Marschall Vaillant ein Zeichen, das wahrscheinlich bedeuten sollte, er glaube nicht, daß jener etwas zu sagen habe, und die Verbeugung des alten Soldaten, welcher seltsamer Weise dem Ministerium der schönen Künste vorstand und es so ausgezeichnet führte, wie es nie ein Minister vor und nach ihm gethan, bezeugte, daß der Kaiser recht vorausgesetzt hatte.

Nicht so war es mit dem letzten der Herren des geheimen Rathes. — Graf Fialin von Persigny erhob sich, als der Kaiser sich ihm kaum halb zugewendet hatte, gerade auf und begann die Lage Frankreichs Europa gegenüber von einer ganz anderen Seite zu beleuchten.

Walewsky hatte behauptet, daß die Bahn, die man eingeschlagen habe, die beste sei, — Persigny suchte dieser Meinung vor allen Dingen die seine entgegenzustellen, welche, wie man sehen wird, auf ganz anderer Basis beruhte.

„Wir haben dadurch weiter nichts erreicht", meinte er, — „als uns aus offenen, versteckte Feinde zu machen, die ich um so gefährlicher und drohender für uns

finde, als wir Alle wohl geneigt sein werden, ihren Werth zu unterschätzen. — So lange das Kaiserreich sich in aufsteigender Linie bewegt, und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß unser Aller Wunsch dahin geht, daß diese Linie nicht eine Minute lang unterbrochen werde, wird diese Feindschaft nicht zur Geltung kommen, aber am Tage, wo uns das erste Unglück trifft — und welcher Staat ist dagegen gefeit? an dem Tage wird man das Resultat jener Politik erkennen, welche Graf Walewsky Ihnen soeben angepriesen hat. — Ich kann den Weg, den Seine Majestät der Kaiser eingeschlagen hat oder . . ." — er zögerte einige Augenblicke und ein leichtes Lächeln zuckte um seine Lippen — „oder eingeschlagen zu haben scheint, nur als den einzig richtigen betrachten. — Der Kaiser muß sein Wort lösen, daß er gegeben, und vor allen Dingen muß das Italien gegenüber geschehen."

Die Gesichter der Herren verdüsterten sich um einige Schattirungen wenigstens.

„Wie das der Kaiser bewerkstelligen will, müssen wir seiner hohen Weisheit überlassen", fuhr Persigny fort — „aber glauben Sie mir . . . das ist der Kernpunkt der politischen Aktion des Kaiserreiches. — Das Wort Napoleon des Dritten muß eingelöst werden,

aber so, daß in Freud und Leid, im Glücke und in der Gefahr Frankreich in der Bevölkerung der Halbinsel jene Bundesgenossen findet, die es vergeblich in dem übrigen Europa suchen wird. — Weder Rußland, noch Oesterreich, noch Preußen, und auch England nicht, meine Herren, werden ihm das sein, was Frankreich am Tage der Gefahr bedarf; Italien ist im Stande, das Land zu werden, das für uns von so großer Bedeutung sein kann, daß die Folgen sich augenblicklich selbst unserer Berechnung entziehen. — Später oder früher muß ein Racenkampf in Europa losbrechen! — Der Kaiser weiß es wohl, und trotz allem, was man augenblicklich vielleicht dagegen sagen kann, — trotz aller der Interessen, die vielleicht verletzt werden, war es ein großer und kluger Gedanke, zu versuchen, den Hauptzweig der lateinischen Race, welche jenseits der Alpen wohnt, frei von dem Einflusse der germanischen zu machen, — ihm Zeit und Raum zu geben sich zu sammeln, — sich zu organisiren, um einst an der Seite Frankreichs würdig den großen Kampf, von dem ich gesprochen, auskämpfen zu können. — Vielleicht gelingt ein Gleiches mit jener anderen Halbinsel im Westen, und dann stehen die drei Länder wenigstens gleich an physischer Gewalt dem ganzen anderen Europa entgegen, und das Bewußtsein dieser gleichen Stärke, —

glauben Sie es sicherlich, meine Herren, — wird den Frieden besser erhalten, als alles Andere! — — Freilich — ich wiederhole es — der Zusammenstoß ist unvermeidlich und alles, was dem Kaiser gelingen wird zu thun, indem er diesen Weg verfolgt, wird, wie gesagt, nur darin bestehen, solange wie möglich dem Lande Frieden zu erhalten. — Ich vergaß, meine Herren, mit Ihnen von der Rolle Englands zu sprechen. — Lord Palmerston weiß, — glaubt ganz gut zu wissen, wohin die Bestrebungen des Kaisers in dieser Richtung gehen, und ich glaube mich verbürgen zu können, daß er es einsieht, daß er Recht hat zu handeln, wie er es thut, indem er den Grundstein legt zu einer politischen Homogenität der lateinischen Race. England wird sich in diesem großen Kampfe als Sekundant betrachten, freilich mit der geheimen Absicht, von beiden Seiten etwas zu profitiren; — aber England will vor allen Dingen, daß dort, wohin es seine Allianz einst wirft, — sei es auf Seite Frankreichs, sei es auf die der anderen kontinentalen Mächte, — die Kraft und das Bewußtsein des Sieges liege — und deshalb, ich wiederhole es nochmals, halte ich die Politik, welche allem Anscheine nach im Rathe des Kaisers vorwiegt, für die beste: — Im Aeußern — und im Innern das langsame Vorwärtsgehen auf der Bahn

des Fortschrittes, das wir alle bei Seiner Majestät kennen, der mit einer Hand die konservativen Interessen fest an sich drückt, und sie vertheidigt, während er mit der andern das Land auf der Bahn der Neuerungen leitet.

... Die Rede des Grafen Persigny war weit entfernt, auf die Herren des Geheimen Raths denselben günstigen Eindruck zu machen, wie das, was sie vom Grafen Walewsky gehört hatten! Für sie alle, die sie der konservativen Partei par excellence angehörten, verkörperte Persigny immer noch den Revolutionär, während Walewsky mit seinen ganzen Antecedentien ihnen weit näher stand als jener. — Doch sie hatten kaum Zeit, sich irgend einem Eindrucke in dieser Richtung hinzugeben, denn sofort nach einigen Minuten ergriff der Kaiser selbst das Wort — und man kann sich denken, mit welcher, wir möchten sagen peinlicher Aufmerksamkeit man ihm gerade heute zuhörte.

Es lag in der ganzen Stimmung sowohl dieser hohen Würdenträger des Kaiserreiches, wie in der der Nation zu jener Zeit ein Zug von Mißbehagen, den man eigentlich nicht recht erklären konnte, aber unter dessen Einflusse man doch, ob man es wollte oder nicht, stand, — und deshalb waren die Herren Geheimräthe ganz außerordentlich befriedigt, endlich ein-

mal die Stimme des Monarchen zu hören, um Aufklärung oder wenigstens eine Erklärung der Lage zu erhalten, die ihnen so ganz unbegreiflich schien.

Napoleon III. war alles Andere denn ein Redner — ein so brillanter Stilist, wie er war, war es ihm doch nicht gegeben, die Worte auf eine ebenso geistvolle Weise aneinander zu reihen, wenn er sprach als wenn er die Feder in der Hand hatte.

Deshalb, da er das wohl wußte und wahrscheinlich die Stenogramme seiner Improvisationen sein literarisches Gefühl oftmals beleidigt hatten — deshalb hatte er sich angewöhnt, in ganz kurzen, abgebrochenen Sätzen zu sprechen und seine einzige Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß der logische Zusammenhang nicht verloren ginge. — Wenn dann eine solche Rede protokollirt wurde oder gar der Oeffentlichkeit übergeben ward, so mußte sie vorher erst vollständig stilisirt werden, und dem unterzog sich der Kaiser stets selbst und mit einer peinlichen Sorgfalt.

Im geheimen Rathe war das nie der Fall; — die Herren waren schon alle an die Art und Weise ihres Souverains gewöhnt und verstanden jene leichthin geworfenen Sätze ebenso gut und vielleicht besser noch als eine wortreiche Rede, die vielleicht viel besser

die Gedanken verhüllte, als jene Art und Weise des Kaisers zu sprechen.

„Alles, was Walewsky gesagt, ist wahr. — Und doch hat Persigny recht. — Mein Hauptziel ist das, was Walewsky Ihnen offenbarte, und der Punkt, worauf die Action meiner Regierung lossteuert, ist Ihnen von Persigny enthüllt. — Das sind keine Widersprüche. — Was wir in Italien gethan, muß vollendet werden, . . auf jede Weise vollendet werden. — Der Weg, den ich eingeschlagen, ist der richtige, der einzige. — Es wäre besser gewesen, den Krieg im vergangenen Jahre fortzuführen, ein für alle Mal Oesterreich aus der Halbinsel zu entfernen. — Es ging nicht — Marschall Vaillant weiß genau, weshalb, — Es ging nicht. — Die französische Armee muß reorganisirt — gänzlich reorganisirt werden. — Ihnen gegenüber, meine Herren, will ich es gestehen, da ich weiß, daß bei Ihnen jedes meiner Worte begraben ist. — Die französische Armee hat mir nicht Wort gehalten! — Siege haben keine Bedeutung! — Bei Verlängerung des Feldzuges wären wir unterlegen, — schmählich unterlegen! — Die Armee taugt nichts!“ — —

Er hielt einen Augenblick inne. Man sah, daß der Marschall Pelissier in diesem Augenblicke vielleicht ein Jahr seines Lebens darum gegeben hätte, den Kai-

ser unterbrechen zu können. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, als wenn er nahe daran wäre, vom Schlage gerührt zu werden. Seine Finger machten nervöse Bewegungen aber .... er schwieg dennoch! — Anders der Marschall Vaillant. Sein intelligentes und schönes Gesicht, das von einem Wald von weißen Haaren bedeckt war, hatte bei den Worten Napoleons einen traurigen, fast verzweifelten Ausdruck angenommen. Von Zeit zu Zeit nickte er leise, gleichsam als Bestätigung all dieser unerwarteten herben Worte, die Napoleon gegen die Armee schleuderte, welche er offiziell so oft: den Stolz Frankreichs genannt hatte, und die er im Geheimen jetzt so hart kritisirte! — Der Generalstabschef vom Jahre 1859 mußte wohl am besten im Stande sein, die Worte des Kaisers zu beurtheilen und zu würdigen, denn die geheimen Räthe, welche zwar durch die Eröffnung Napoleons erschreckt, waren mit einem Male ganz entsetzt, als sie bemerkten, daß dieses Kopfnicken Vaillants nicht enden wollte, und gaben nicht im Geringsten Acht auf die Aufregung Pelissiers, der die Ehre der Armee, deren höchsten Chefs einer er war, so gerne vertheidigt hätte.

Napoleon bemerkte die Stimmung seiner Rathgeber genau, aber er ließ sich davon nicht im Geringsten beeinflussen und fuhr fort:

„Ich weiß, daß die Cabinete und die regierenden Familien in Europa mir alle feindlich sind, — vielleicht mir weniger als dem Prinzipe, dessen Verkörperung ich bin. — Ihr Gottesgnadenthum ist durch meinen Thron erschüttert bis in seine Grundvesten. — Eine jede Regierung in Europa, selbst die, welche am engsten mit mir liirt ist und sein müßte, die des Königs von Sardinien, würde in ihrem eigenen Interesse nur darüber sich freuen müssen, wenn der napoleonische Thron zusammenbräche. Dieses Bewußtsein muß mich leiten. — Die Allianzen Frankreichs können nur momentane sein — von einem momentanen Bedürfnisse inspirirt, können nur als Basis dienen, die Freundschaft von Nation zu Nation zu befestigen, . . dauernd zu machen, selbst wenn dieser Thron einst zusammenstürzen sollte. Deshalb hat Walewsky recht. — Die Hauptaufgabe meiner Politik muß sein, Allianzen zu sprengen und bei diesem Endzwecke das Hauptziel, die ehemalige heilige Allianz, die — es wird Sie vielleicht in Erstaunen setzen, meine Herren, — noch ebenso besteht wie ehemals — stets getrennt zu halten, und wiederum, wie Persigny ganz richtig sagt, ein neues Allianzsystem zu gründen. — Frankreich, Italien, Spanien und Portugal können fest aneinander halten ebenso wie Preußen und Rußland, aber ir diese Al-

lianz der beiden letzten Mächte wird immer eine Bresche geschlagen werden, wenn Oesterreich mit hineingedrängt wird.

Und wiederum wird jene Allianz, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur einarmig sein, wenn Oesterreich fehlt. — Eine mir von dem großen Kaiser hinterlassene Weisung habe ich bis jetzt so strickt wie möglich befolgt. Napoleon I. hat seinem Nachfolger die Aufgabe gestellt, eine feste Allianz Frankreichs mit Preußen anzubahnen. Er sah darin die beiderseitigen Interessen so gewahrt, daß er diese Allianz mit Frankreich jeder andern vorzog, und es als einen der größten Fehler seiner Politik anerkannte, Preußen nicht mehr geschont zu haben. — Die Verhältnisse liegen jetzt anders, aber demungeachtet ist der Grundgedanke immer noch der richtige. In der nächsten Zeit, meine Herren, wird die ganze Action meiner Diplomatie darauf gerichtet sein, dieser Weisung des größten Monarchen Frankreichs nachzukommen. — Nur ein enges und intimes Freundschaftsbündniß hat seit meiner Thronbesteigung uns an Preußen geknüpft. — Es soll und muß anders werden. — Die Interessen der beiden Länder müssen sich näher liegen oder vielmehr näher gelegt werden, und dadurch wird das Ziel, das ich vor Augen habe, erreicht werden. — Aber deshalb werden wir auf der

Bahn, auf welcher ich bis jetzt ununterbrochen fortschreite, keinen Schritt zurückgehen. Das Programm meiner äußern Politik wird stets sein: Sprengung jeder Allianz. — Gründung einer kompakten, homogenen lateinischen Race, und Allianz mit Preußen."

„Was nun", fuhr er nach einigen Augenblicken Stillschweigens fort, in welchem er seinen Rathgebern kaum Zeit gelassen hatte, sich von dem Erstaunen, welches diese unverhoffte Enthüllung in ihnen wachrief, zu erholen — „was nun die Cardinalfrage betrifft, welche die Gemüther in Frankreich jetzt hauptsächlich bewegt, — ich meine die römische, so ist dieselbe auf eine frevelhafte Weise exagerirt worden. — Es giebt Nothwendigkeiten im Leben der Nationen, deren sich keine einzige entziehen kann! — Diese Nothwendigkeit tritt für uns in der italienischen Frage ein. — Ich bin überzeugt, daß seine Heiligkeit, der Papst das einsehen wird. Mit Ruhe und mit Energie werden wir unser Ziel verfolgen, und ich hoffe, daß mein Leben sich nicht beschließen wird, ohne daß ein vollständiges Einvernehmen erzielt worden wäre!"

Der Kaiser machte eine leise Kopfbewegung als Zeichen, daß er über diesen Punkt sich genugsam geäußert habe.

Wir müssen offen gestehen, daß keiner seiner Rath-

geber gänzlich befriedigt war. Wie das gewöhnlich bei Napoleon der Fall war — sowohl in den Minister-Sitzungen, wie im geheimen Rathe, hatte er jedem Recht und jedem Unrecht gegeben, und die Mitglieder dieser Versammlungen verließen dieselben gewöhnlich in einer Stimmung, die voller Zweifel und Unschlüssigkeit war. Um uns besser auszudrücken, genügt ein ziemlich triviales Wort, das der Graf Persigny einstmals nach einer solchen Versammlung ausspach.

„Wenn man hinauskommt hat man stets mehr erfahren, — und weiß weniger, als da man hineinging!"

Und so war es auch diesmal.

Vielleicht ein einziger der Räthe der Krone, und es war der, welcher bisher noch nicht den Mund geöffnet und durch das geringste Zeichen weder seinen Beifall noch seine Mißstimmung kund gegeben hatte, — es war der Graf Morny, der Halbbruder des Kaisers, — hatte am meisten von allen Anderen verstanden. — Dieses flüchtige Uebergehen der römischen Frage gab ihm mehr zu denken, als alles, was er vorher gehört hatte. — Er, der doch den Kaiser Näpoleon wahrscheinlich am besten von Allen kannte, hatte augenblicklich begriffen, daß hier vor seinem gekrönten Bruder der Punkt lag, bei dem er mit keinem

einzigen offen war, — selbst nicht mit denen, die sein unbedingtes Vertrauen genossen, — daß hier ein neuer Gedanke für ihn maßgebend sei, den keiner von ihnen bis jetzt noch errathen hatte und dessen Andeutung der Kaiser sorgfältig vermied.

Er strich, wie das seine Gewohnheit war, seinen Bart, nahm die Spitzen desselben zwischen die Zähne und warf nur einen langen, fragenden Blick auf den Monarchen, an dessen Seite er saß, und als wenn der Kaiser den Argwohn des gesetzgebenden Körpers bestätigen wollte, wandte er seinen Kopf zur Seite, um den Blicken Morny's auszuweichen.

Nach einer Pause von wenigen Minuten wurde die Discussion von neuem wieder aufgenommen und hatte fast denselben Verlauf wie gewöhnlich. — Wir meinen, die äußere Lage des Landes kam zuerst zur Sprache, und dann erst die innere.

Hierbei platzten die Meinungen der verschiedenen Räthe diametral gegen einander. Das konservative Prinzip war im Rathe der Krone zu stark vertreten, und nur Persigny, Morny und vielleicht auch Baroche vertraten, wie man glaubte und zu wissen berechtigt war, die persönlichen Meinungen des Kaisers bis zu einem gewissen Grade.

Napoleon hörte allen mit derselben Aufmerksam-

keit wie ehedem zu, und die Erklärungen, die er zuletzt gab, und die darin gipfelten, daß die Parteien sich mehr und immer mehr zu regen begännen, daß die orleanistische sich von neuem organisire, und darin übereingekommen sei, in den Staatsdienst zu treten, brachten zwar Erstaunen aber nicht die geringste Beängstigung hervor.

Ein kleiner Zwischenfall, der fast eine humoristische Seite hatte, fand hier statt.

Die Erklärung Napoleons, daß der Feldzugsplan des Herzogs von Aumale jetzt geändert sei, und daß er seinen Anhängern befohlen habe, sich soviel wie möglich der neuen Regierung zu nähern und von ihr anzunehmen oder zu begehren, was man wolle, hatte eine peinliche Stimmung hervorgerufen, denn mit Ausnahme Persigny's und Walewsky's waren alle Mitglieder des geheimen Raths Napoleons III. mehr oder minder mit dem Herzog persönlich bekannt und hatten ihre Carriere unter Louis Philipp entweder begonnen oder waren von ihm speciell ausgezeichnet worden.

Hauptsächlich war der Marschall Pelissier, der alte Kriegskamerad des Herzogs v. Aumale, in einer sehr verlegenen Stimmung.

Als der Kaiser diesen Bericht beendet, meinte

Graf Morny in seiner gewöhnlichen freien Art, die hier im Conseil zwar nicht am Platze war, aber der er sich sehr oft hingab, ohne es zu wissen, — man müsse resolut diejenigen Orleanisten, die sich für den Staatsdienst anbieten würden, zurückweisen, — müsse ihnen zeigen, daß man sie durchschaut und ihrer Dienste nicht bedürfe. — Als er geendet, wandte sich der Kaiser um, legte lächelnd die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Wenn ich dieses System immer befolgt hätte, würde ich wohl nie einen so guten Präsidenten des gesetzgebenden Körpers gefunden haben wie jetzt.“

Diese Boutade Napoleons brach das Eis. — Die gravitätischen Räthe der Krone lachten insgesammt, da alle Welt wußte, wie sehr Graf Morny mit dem Prinzen von Orleans befreundet war, bevor Napoleon III. in Frankreich auftauchte.

Doch der Graf war ja ein homme d'esprit, der nie in Verlegenheit kam, und auf die Worte des Kaisers fand er augenblicklich die höchst drastische Antwort:

„Ich sehe ein, daß Eure Majestät immer Recht haben!“

Jetzt konnte selbst Napoleon seinen Ernst nicht beibehalten und was wohl bei solchen Angelegenheiten

nie stattgefunden, . . . der Kaiser lachte selbst, und gab somit der ganzen Stimmung, die ziemlich gedrückt war, eine andere Wendung.

. . . . . . Eine halbe Stunde nachher, nachdem noch verschiedene Gegenstände diskutirt worden waren, trennte sich der geheime Rath und in großem Ceremoniell wurden die Mitglieder von dem Adjutanten des Kaisers bis zu ihren Equipagen geführt.

Beim Weggehen hatte Napoleon dem Grafen Morny zugeflüstert: „Ich will Dich in einer Stunde sprechen.“ Und als Graf Persigny sich zuletzt vor dem Kaiser verbeugte und ihn fragte, wann er die Ehre haben könnte, in specieller Audienz von ihm empfangen zu werden, erwiderte Napoleon: „Geh' zu Morny und komme mit ihm in demselben Augenblicke zu mir, den ich ihm angezeigt habe.“

— — — — — — — — — — —

In dem kleinen Zimmer, welches an das Cabinet des Kaisers stieß, jedoch selten gebraucht wurde und von den Bewohnern der Tuilerien, wir wissen nicht weshalb: „Le salon d'énigmes“ genannt wurde, wartete der Graf Arese und mit ihm der Doktor Oberdorff auf Napoleon III.

Diese beiden Männer kannten sich bereits seit

langen Jahren, und obgleich nie eine Intimität zwischen ihnen existirt hatte, — obgleich die Bekanntschaft nicht die Grenzen einer gewissen Vertraulichkeit überschritten, so waren sie doch vollständig sich bewußt, daß ein Tag kommen würde, wo sie einander näher treten mußten, — waren sich bewußt, daß zwischen ihnen ein Drittes lag, was allein und genau dazu dienen würde, im gegebenen Falle beide — wir möchten sagen, intim zu machen. — Daß dieses Dritte der Kaiser Napoleon war, ist selbstverständlich.

In der letzten Zeit waren sie öfter denn früher zusammengekommen, da, wie man weiß, die Aktion der napoleonischen Politik sich hauptsächlich in der letzten Zeit auf Italien richtete, und Oberdorff eine recht thätige Rolle im Jahre 1859 dort gespielt hatte.

Arese, wenn wir aufrichtig sprechen wollen, hatte keine allzugroße Sympathie für den deutschen Arzt. — Er, der Grand Seigneur von Geburt, mußte sich selbstverständlich in der Politik in engeren Horizonten bewegen, wie jener Plebejer, welcher eigentlich nur die Welt als sein Vaterland ansah. — Graf Arese, der hohe Schwärmer für Italien, konnte die Ruhe, ja ein gewisses Mißbehagen Oberdorffs nicht begreifen, wenn bei dieser oder jener Gelegenheit von Deutschland die Rede war. — Mit hehrem Enthusiasmus ergriff Arese

Partei, wenn es sich um Italien handelte, Oberdorff that zwar etwas Aehnliches, wenn man von Deutschland sprach, jedoch er that es mit jener kalten Ruhe, mit welcher man eine Pflicht erfüllt. — Das war dem Grafen ziemlich unverständlich und, wie gesagt, auch ziemlich unsympathisch — aber wiederum war hierin auch das bindende Glied der Kaiser Napoleon und diese beiden Männer waren dermaßen unter der Herrschaft der Freundschaft, die sie an ihn band, daß keiner von beiden daran dachte, in Betreff des andern eine andere Meinung zu haben wie die, welche dem Kaiser die genehmste sein mußte.

Der Gegenstand ihrer Unterhaltung, während sie den Kaiser erwarteten, waren die verschiedenen Verschiebungen ihrer Audienz. Sie, welche gewohnt waren, im ersten Augenblicke ihrer Ankunft in Paris nicht allein von Napoleon sofort empfangen zu werden, sondern sogar einige Male schon leichte Vorwürfe von ihm erhalten hatten, nicht ihm ihren ersten Besuch abgestattet zu haben, — sie konnten sich nicht erklären, warum sie diesmal von Tag zu Tag vertröstet wurden und die einzige Lösung, die sie für diesen, ihnen unbegreiflichen Umstand fanden, war die, daß der Kaiser ihnen ernste, urernste Sachen mitzutheilen habe,

und daß er vorher noch nicht ganz darauf vorbereitet war.

Als die Sitzung sich länger hinzog, wie es gewöhnlich der Fall war, und es ihnen Thléin gesagt, glaubten sie auch diesmal unverrichteter Sache fortgeschickt zu werden, und obgleich sie begriffen, daß, wenn dem so wäre, . . . dem so sein müßte, so konnten beide doch nicht umhin, einen leichten Zug von Mißmuth zu zeigen, als Thélin von neuem eintrat und sie bat, sich immer noch zu gedulden. — Arese wandte dem alten Herrn den Kopf zu und fragte:

„Ich bin neugierig, ob die Mission, die ich vorhin erfüllt habe, der Mühe lohnt. — Haben Sie nicht gehört, ob Herr Lagrange zufrieden ist mit der Begegnung, die ich ihm vermittelt habe?"

„Ich kann es nicht sagen," erwiderte Thélin — „auch er ist noch immer mit seinen Agenten eingeschlossen. — Sie müssen sich wahrscheinlich ebensoviel zu sagen haben, wie Seine Majestät mit seinen Räthen!"

In diesem Augenblicke ward die Thür des großen Salons geräuschvoll geöffnet. Man hörte den Schritt der Huissiers und der Offiziere, die den Kaiser begleiteten, wenn er aus den Rathssitzungen in seine Gemächer zurückkehrte.

„Ihre Geduld ist belohnt worden, meine Herren“, sagte Thélin, — Seine Majestät wird in wenigen Minuten zur Verfügung stehen.

Dem war auch so. — Kaum waren fünf Minuten verflossen, als Napoleon hastigen Schrittes in den kleinen Salon trat. — Er streckte ihnen beide Hände entgegen. Jeder von Beiden drückte dieselben und einige Sekunden lang waren die Händedrücke und Blicke voller Gefühl das einzige Zeichen der Begrüßung.

„Ich habe Sie alle Beide warten lassen“, sagte der Kaiser. — Sie werden mir das nicht übel nehmen, ich konnte, oder vielmehr ich wollte Sie erst dann empfangen, wenn etwas, was ich im Auge halte, vollendet wäre. Kommen Sie, setzen wir uns, plaudern wir.“

Und er führte sie selbst, als wenn sie die höchsten Gäste wären, die der Tuilerienhof so oft empfangen, zu einem Kanapee und ließ Beide zu seiner Seite Platz nehmen.

Arese war der Erste, der die Conversation begann. — Er war dermaßen vertraut mit dem Kaiser, daß es auch nur gewöhnliche und familiäre Gegenstände waren, die er berührte und während dessen

hatte Oberdorff seinen Blick nicht von dem Gesichte des Kaisers abgewendet.

Man hätte diesen Mann nicht kennen müssen, um nicht zu wissen, was in ihm vorging! — Es war nicht mehr der politische Freund, oder gar der Agent der napoleonischen Politik, der sich in diesem Augenblicke dem Kaiser zur Seite befand, — es war einfach ein Arzt, der alles vergessen hatte, und dem nichts wichtiger war, als die Diagnose, die er jetzt stellte, und die ihn von Sekunde zu Sekunde mit größerer Unruhe erfüllte.

In der That, das Aussehen des Kaisers war für den, der ihn seit längerer Zeit nicht gesehen, nichts weniger als befriedigend. — Eine allgemeine Erschlaffung war auf allen seinen Zügen ausgeprägt, und obgleich dieses vielleicht erklärlich gewesen wäre, so mußte doch das geübte Auge des Arztes noch ganz andere Symptome sehen, als die, welche dem Laien bemerkbar waren, — denn sonst hätte Oberdorff nicht plötzlich eine so erschreckte Miene angenommen — sich aber noch zur Zeit entsonnen, wo und bei wem er sich befinde — und da er sich nicht Herr seines Gesichtes fühlte, den Kopf schnell zur Seite gewendet.

Napoleon hatte glücklicher Weise von all dem

nichts bemerkt, plauderte mit dem Grafen Arese und Oberdorff hatte Zeit, sich wieder zu sammeln. —

Mit einem Male wandte sich Napoleon mit einer brüsken Bewegung um.

„Wie geht es Marie?" fragte er Oberdorff.

Dieser ward ob dieser unerwarteten Frage einen Augenblick verblüfft. Seine Wangen färbten sich und kaum war es ihm möglich, mit einigen Worten die Frage des Kaisers zu beantworten und ihm zu sagen, daß sich die Gräfin wieder in Paris befinde und erwarte, daß die Gnade des Kaisers über ihren ferneren Aufenthalt bestimme.

Es war bei Napoleon heute der Tag der unmotivirten Uebergänge. — Ebenso wie seine Rede im geheimen Rathe hauptsächlich aus kurzen Sätzen bestand, ebenso waren seine Handlungen heute auch ganz und gar in der Art ihrer Ausführung von denen verschieden, welche an gewöhnlichen Tagen von ihm geschahen. Es lag so etwas Brüskes, Abruptes in seinem ganzen Gebahren, wie die, welche ihn seit Jahren bereits kannten, noch nie bei ihm wahrgenommen hatten. — Von Zeit zu Zeit schien er zu lauschen, — sich zu unterbrechen. — Es war, als wenn er Zeit gewinnen wolle, als wenn er mit Bedauern fortfahren müsse, ohne daß das, was er erwartete, eingetreten sei.

Der Leser wird vielleicht bereits errathen haben, was das war, was Napoleon III. erwartete, ehe er die bedeutungsvollste, aber auch verhängnißreichste Bahn einschlug, welche zwar auf Umwegen — nicht unmittelbar — aber doch direkt ihn seinem Verhängnisse entgegenführte.

Er, welcher, wie wir wissen, die Devise auf seinem Schreibtisch hatte — „Dummköpfe sind nicht abergläubisch" — er war jedem Aberglauben und zumal bei wichtigen Angelegenheiten ergeben Worauf der Kaiser wartete? Wer hätte es nicht errathen! — Er wartetete auf Gamble, der ihm die Nachricht aus Noiseterre bringen sollte, ob der Baron Dupotet seinem Wunsche willfahre; ob ein Somnambule von ihm befragt sei über das, was er zu unternehmen gedenke.

Und Gamble kam nicht, — — man weiß warum.

Endlich faßte sich der Kaiser. — Er stand auf, ging einige Male in dem Salon hin und her, was jene, welche seine Art und Weise kannten, nicht im Geringsten in Erstaunen setzte — dann stieß er mit einem Male einen Fauteuil mit dem Fuße dem Tische zu und warf sich hinein.

„Ihr lieben Freunde," sagte er dann mit einem

Male — „Ihr werdet Euch oft genug gedacht haben, daß dieser italienische Feldzug für uns alle nicht ohne Consequenzen bleiben könne — Consequenzen, an die wir gedacht haben, als wir ihn unternahmen. Das muß so sein, das ist bei allen großen Unternehmungen der Fall, daß sie dem, der dieselben zu leiten glaubt, aus der Hand entschlüpfen und über den Kopf wachsen! — Nun ist es Klugheit, sich nicht dagegen zu stemmen, — nicht zu versuchen, den unaufhaltsam dahinrollenden Strom aufhalten zu wollen, sondern sich ihm getrost anzuvertrauen und vor allen Dingen zu suchen, ihn zu leiten."

Die beiden Männer nickten mit den Köpfen. — Das war ganz entschieden beider Meinung.

„So geht es auch mir jetzt", fuhr Napoleon fort, „ich wußte ganz gut im Voraus, — daß alle europäischen Verhältnisse „verrückt" werden würden, aber auch ich konnte nicht voraussehen, wo dieselben sich einen Schwerpunkt suchen würden, um das Gleichgewicht zu erlangen. — — Lange habe ich geforscht, — erwogen und berathschlagt! — Ich habe alles erspäht, was möglich war! Der Augenblick ist gekommen, einen Entschluß zu fassen, und mit diesem Entschlusse wird es mir selbstverständlich wieder so gehen wie mit jenem, der mich zum italienischen Feldzug

führte. — — Er wird weittragendere Folgen haben, als ich in diesem Augenblicke einzusehen fähig bin —"

Er schwieg einen Augenblick, dann fand wieder das schon an diesem Tage so oft wiederholte und von Allen bemerkte Neigen des Kopfes und Lauschen, ob nichts komme, bei ihm statt. — Und als wiederum das, was er erwartete, nicht eintrat, da siegte endlich in ihm der Mann über den Träumer. Er furchte die Stirn, gab seinem Körper eine straffe Haltung — sah jenen Beiden fest ins Gesicht und fuhr dann fort:

„Ich habe beschlossen, in Italien alles gehen zu lassen, wie es gehen will."

Diese wenigen Worte machten auf seine Zuhörer einen ganz verschiedenen Eindruck. Das Gesicht Oberdorffs leuchtete einen Augenblick, während das Arese's mit einer leichten Blässe überzogen war.

Beide schwiegen.

„In wenigen Tagen wird Garibaldi mit seiner Schaar von Abenteurern sich in Genua einschiffen, — ich lasse es geschehen, — Cavour hat in Neapel alles so vorbereitet, daß der Condottiere mit offenen Armen empfangen werde! — Ich lasse es geschehen. Die Unerfahrenheit des jungen Königs ist von Menschen der widerlichsten Sorte, von Verräthern, für die das

Blutgerüst noch eine zu große Ehre wäre — mißbraucht worden. — Alle, alle sind erkauft. — Sei es durch Geld, Ehrenstellen oder Versprechungen. — Mancher Name, Arese, der Ihnen und auch mir theuer war, muß aus unserm Gedächtniß verlöscht werden! — — Schurken sind es, die ihren Monarchen verrathen! — Lassen wir das! — — Eine Möglichkeit ist vorhanden, daß der Soldat, — der gemeine Mann, . . . das Volk, die Hefe desselben, sich dieser Schmach entzieht, und daß Treue und Ehrlichkeit da zu finden sind, wo sie vielleicht Niemand gesucht hätte: bei dem rohesten uncivilisirtesten Volke Europas. — Dann wird Garibaldi und die ganze piemontesische Partei zerschmettert und vernichtet werden und neue Vespern werden Europa ein blutiges Bild geben, welches dem Mittelalter anzugehören scheint. — Doch ich glaube das weniger! — Ich glaube, daß das Unternehmen Garibaldi's so gut von dem schlauen Minister vorbereitet worden ist, daß er überall offene Thore finden wird, daß, wo die Armee Stand halten wird, die Offiziere dieselbe irre leiten, um . . . . o diese Schmach! — um geschlagen zu werden!! — Ich glaube, daß das Königreich beider Sicilien für seinen Monarchen verloren ist, und die Bourbonen aufhören, in Italien zu herrschen."

Er schwieg. Er hatte die Stirn gefurcht und sein Blick war starr vor sich hin geheftet.

„Ich möchte mich darüber freuen“, fuhr er nach einer kleinen Weile fort — „die bittersten Feinde Napoleons I., — meiner ganzen Familie, werden wieder einen Thron in Europa verloren haben und ein Theil dessen, was ich und mein Oheim geträumt, wird sich erfüllen! — Wie kommt es, daß ich mich nicht freue? Woher die Ahnung, — woher das Vorgefühl, daß ein Steinchen von mikroskopischer Größe mit einem Male ins Rollen gerathen ist und daraus die Lawine entstehen wird, die uns Alle, — mich vielleicht am ersten vernichtet.“

Doch plötzlich warf er wieder den Kopf zurück, und mit derselben schroffen, fast tonlosen Stimme wie ehedem, fuhr er fort:

„Die Consequenzen davon sind unberechenbar! — Der Augenblick wird, muß kommen, wo Cavour die Maske abwerfen und eine Verbindung Norditaliens mit dem ihm von Garibaldi gewonnenen Süditalien suchen muß. — — Diese Verbindung ist der Kirchenstaat!!“

Wiederum leuchteten Oberdorffs Augen, auf den die Worte Napoleons einen unbeschreibbaren, fast berauschenden Eindruck machten.

Man wird es begreifen, wenn man daran denkt, daß seit langen Jahren dieser Mann seine ganze Ueberzeugung geopfert hatte, daß ein einziger Gedanke ihn auf der dornenvollen Bahn, die er verfolgte aufrecht hielt, und daß dieser Gedanke der war: — durch Napoleon wird doch einst noch das erfüllt werden, was stets das Programm der Demokratie, — der wahren Demokratie gewesen! — Anders war es mit dem Grafen Arese. Je weiter der Kaiser sprach, — je mehr er sich von dem entfernte, was für ihn das allein Wahre und Richtige war, — desto mehr fühlte er, wie es sich einer Eiskruste gleich über sein Hirn legte, und seinen Geist und sein Herz verwirrte.

Beide schwiegen, — sie begriffen, daß jedes dazwischen geworfene Wort selbst ihrerseits eine Leichtfertigkeit sei, die unverzeihbar wäre. — — Sie begriffen, daß, wenn Napoleon alles das so einfach enthüllte, kein Mittel . . . . kein einziges Mittel mehr vorhanden war, um das zu ändern, was er ihnen sagte.

„Der Kirchenstaat“, fuhr Napoleon fort, „ich brauche Euch nicht zu sagen, daß da der Punkt ist, wo die Umwälzung, wo die Erschütterung stattfindet! — Was geschehen wird, weiß Niemand. — Der milde

Sinn Pius des Neunten wird zu Maßregeln gezwungen werden, die er selbst nicht gedacht, je anzuwenden. — Was geschehen wird, wer weiß es? — Kein Sterblicher kann auch nur entfernt eine Ahnung davon haben, — — aber eines weiß ich, — daß aller Zorn und alle Verantwortlichkeit für das, was geschehen wird, auf mich zurückfallen wird, daß ich das Centrum alles Hasses und aller Verfolgung sein werde, und .... wenn ich ruhig darüber denke ... mit Recht!! — — Es würde nur eines Wortes bedürfen, — ich brauchte ein einziges Regiment an die Grenzen marschiren zu lassen, und all die hochfliegenden Pläne Cavours wären wie ein Spinnengewebe zerrissen! ... Ich spreche dieses Wort nicht, — ich gebe diesen Befehl nicht, und deshalb ist es recht, wenn mir, — mir ganz allein die Verantwortlichkeit für das, was geschehen muß, übertragen wird."

Wiederum folgte eine Pause. — Der Kaiser stand auf und ging einige Male stillschweigend durch das Zimmer. — Arese hatte sein bleiches Haupt in die Hand gestützt und die Augen halb geschlossen. Wer diesen Menschen und die hohen edlen Gefühle, die in ihm lebten, kannte, der würde begriffen haben, daß er in diesem Augenblicke nur einen Wunsch hatte, ... den, zu sterben. Und um diesem seltsamen Schauspiele noch

einen schärfern Kontrast zu geben, hätte man den Blick auf das strahlende Gesicht Oberdorffs werfen müssen, der wie verjüngt, wie das Bild des glücklichsten Menschen mit freudestrahlenden Zügen neben dem todtbleichen Grafen saß.

Er hatte ja Recht gehabt gegen die Legion von Demokraten, die ihn mit Schmähungen, mit Verdächtigungen, mit Beleidigungen überhäuften!! — Er allein hatte an jenen Mann, der dort finster und gebrochen auf und ab ging, geglaubt, — und jetzt nach Jahrzehnten zeigte es sich, daß er Recht gehabt, er allein.

Welch' ein Gefühl sein Herz durchtobte — eine andere Feder als die unsere mag das zu beschreiben versuchen und wird, wie die unsere, an diesem Versuche scheitern.

„Soweit der Combinationsgeist auch immerhin gehen mag —“ fuhr der Kaiser fort, ohne seine Promenade zu unterbrechen — „Niemand wird fähig sein, im Voraus zu bestimmen, nur annähernd anzudeuten, was geschehen wird! — Ein einziger Fall wäre möglich, wo alles leicht sein könnte, der Tod Pius IX. — Ich kann, ich will nichts gegen den thun, den ich so über Alles hochachte, schätze und liebe. — So lange er lebt, wird meine Hand gewissermaßen diese weltliche Herrschaft noch stützen müssen, die sie so gerne fallen

ließe! — Ich habe gethan, was möglich ist, um sie zu erhalten, um sie zu reformiren. — Pius IX. war allein offen, loyal und ehrlich, als er mir stets zur Antwort gab . . . . er könne nicht! — Er hatte Recht, — er konnte nicht! — Die Herrschaft des römischen Monarchen mußte so sein, wie sie war, oder sie mußte aufhören! Geändert konnte nichts daran werden, und so lange dieser Mann auf dem Stuhle Petri sitzt, kann und werde ich nichts thun, um dieser Herrschaft den letzten Stoß zu versetzen, damit das morsche Gebäude in Schutt und Trümmer zerfalle! — Mehr noch, — ich werde es nicht dulden, daß Andere es thun! — O, welche Zukunft von Verwirrung und Konflikten, — — ich sehe das im Voraus, aber so und nicht anders muß gehandelt werden, — — darf gehandelt werden!"

Mit einem Male, als der Kaiser wiederum schwieg, ermannte sich Arese.

„Sire", sagte er mit tiefer und ernster Stimme, — „ich habe den Worten Eurer Majestät mit einem Schmerze zugehört, wie ich einen solchen in meinem Leben noch nicht gefühlt habe! . . ."

„Das glaube ich", unterbrach ihn Napoleon.

„Es kommt mir nicht zu, das, was Sie sicherlich reiflich erwogen haben, und gleichfalls vielleicht mit

tiefem Schmerze im Herzen ausführen werden, einer Kritik zu unterwerfen. Wenn Sie das so thun, wie Sie es soeben gesagt, oh, dann habe auch ich die herbe Ueberzeugung, daß es so sein muß! — Sie wissen, mich kann die Flitterpracht eines neu zu erstehenden Italiens nicht über das Italien täuschen, was verloren geht. — Ich sehe das anders, — ich, ich fühle das auf eine andere Weise, doch .... das ist ja Nebensache! Aber Eure Majestät warfen ein Wort hin, das mich — trotzdem, daß alle meine Gedankenschlösser zertrümmert liegen, doch mit mehr und immer mehr Angst erfüllt für die Zukunft, die ich für uns alle so düster und schwarz sehe. Eure Majestät sagten, daß das Einzige, was vielleicht einer Rettung ähnlich wäre — ich meine für die Gedanken, die ich hege — der Tod Pius IX. sei ... Ich habe Eure Majestät hier nicht verstanden.

Napoleon stand ihm zur Seite, — er hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und sah ihn mit einem so wehmüthigen Ausdruck an, als wenn er gar wohl begriffe, daß das keine Phrase sei, die der Graf über seinen Schmerz mache und daß dieser Mann das Alles fühlte — tief ... zu tief vielleicht fühlte, was geschah!

Wenn Pius IX. während dieser Wirren stürbe,"

sagte er dann mit fast tonloser Stimme, — „dann wäre es ein Glück für Euch, — für uns Alle! Dann würde ich meine letzte Hand von der Weltherrschaft der Päpste ziehen und sie würde zusammenbrechen — und dann würde das neue Conclave wohl begreifen, daß ich allein, — allein auf der ganzen Welt fähig bin, den Sturm, der sich gegen den Glauben, den christlichen Glauben erheben müßte, zum Stillstande zu bringen. — Dann würde man sich erinnern, daß der Kaiser der Franzosen „das Schwert der Kirche" sei, — dann würde man auf Napoleon hören — würde es versuchen, ihn vor allen Dingen sich geneigt zu machen, und dann, dann Arese, würde das nächste Conclave . . ." — er hielt inne.

„Nun?" fragte der Graf, der diesen Worten mit athemloser Spannung zugehört.

„Meinen Vetter Lucian zum Papste erwählen!"

Der Eindruck, den diese Worte auf die beiden Männer machte, war ein gleicher.

Erstaunt — ernüchtert, wir möchten sagen mit einem Gefühle, das alles andere denn enthusiastisch und ergeben für Napoleon III. war, fuhren sie zurück. — Die Enthüllung eines persönlichen Familien=Ehrgeizes

kam ihnen so unerwartet, wie die Nachricht von dem Zusammensturze der Welt!

„Nein, nein!“ schrie plötzlich Oberdorff auf, der zuerst wieder zu einem Gedanken gekommen war — „nein! — das ist's nicht, — das wollen Eure Majestät nicht, — Eure Majestät haben einen anderen Gedanken! — es ist nicht möglich, daß, um einen Bonaparte zum Papste zu machen . . .“

Der Kaiser lächelte ihm zu und gab ihm ein Zeichen mit der Hand.

„Ihr habt mir beide wehe gethan“, sagte er — „ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr das denken würdet, — — ich sage Euch, die weltliche Herrschaft des Papstes würde dann ein für alle Mal zusammenbrechen und Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich noch so viel Zärtlichkeit für meine Familie habe, um einen Bonaparte nicht als Scheinpapst — als einen . . . sagen wir französichen Präfekten in Rom zu lassen. Nein nein, ein neues Papstthum würde dann von dem Augenblicke an datiren, wo der Neffe Napoleons I. die Tiara auf sein Haupt setzt. Ein Papstthum, größer, — unendlich größer, als das römische es je gewesen, ein Papstthum, das sich aller weltlichen Pflichten und Würden entledigt und seine unumschränkte Gewalt über die Geister ausübt — — die Gewalt des Christenthums.“

„Ich verstehe nichts,“ stotterten die Beiden.

„Der Papst Bonaparte,“ rief Napoleon — „wird Rom verlassen, — der Papst Bonaparte wird da residiren, wo der Vater der Christen sein muß!“

„Wo! . . . Was?“ riefen sie.

„Der Papst Bonaparte“, sagte der Kaiser mit eisig ruhiger Stimme — „wird in Jerusalem thronen — wird der Hüter des heiligen Grabes werden.“

Oberdorff stieß einen Schrei des Erstaunens aus. . . . Arese schlug die Hände vor die Stirne.

„Utopien! Utopien! murmelte er, . . . „Rußland — England . . .“

„O“, rief Napoleon — „dann werde ich der katholischen Welt zeigen, daß sie allein da berechtigt ist zu sprechen, wenn von Christenthum die Rede ist! — Und wenn es einen Krieg gibt, der jahrelang dauert, werde ich keinen Augenblick zögern!! — Das heilige Grab gehört dem Katholicismus und sein bester Hüter ist der Papst!!“

— — — — — — — — —

Eine Stunde ist seit dem soeben Erzählten vergangen. Wir finden Napoleon in seinem Cabinete wieder und mit ihm die Grafen Persigny und Morny. Der Kaiser ist

soeben eingetreten, doch vorher hatte er noch Thélin zu sich herangewinkt und gefragt:

„Nichts Neues von Gamble?“

„Nichts“, erwiderte der alte Herr — „aber wenn Eure Majestät befehlen, lasse ich dahin telegraphiren, wohin Sie ihn sandten, denn die Unruhe, in welcher Sie sich befinden, zeigt mir an, daß Sie seine Rückkunft, oder wenigstens Nachricht von ihm mit der größten Unruhe erwarten.“

Napoleon zauderte einen Augenblick.

„Nein,“ sagte er, „nein! — Es ist so, wie es sein muß, — — ich muß mich darein fügen, zu warten.“

. . . . . . Er setzte sich seinen Getreuen zur Seite. — Die beiden Sitzungen und die Reden, welche er in denselben gehalten, hatten ihn wirklich abgespannt, und die beiden Grafen konnten nicht umhin, sich durch einen Blick, den sie sich gegenseitig zuwarfen, dies bemerkbar zu machen. — Morny, der die Eigenthümlichkeit des Kaisers ganz gut kannte, daß er nicht über seine Gesundheit befragt werden wollte, nahm augenblicklich eine verdrießliche Miene an.

„Ich bin zwar immer zu Deiner Verfügung, Louis“, sagte er — „aber Du hättest mir wirklich einen Dienst erwiesen, wenn Du mich jetzt nicht zu Dir beschieden hättest. Ich habe die wichtigsten Besprech=

ungen und weiß nicht, wann sich die Zeit wiederfinden wird, um dieselben zu Ende zu führen. Wenn Du mir nicht sehr Wichtiges zu sagen hast, so, — bitte, entlasse mich — ich komme wieder, wann es Dir beliebt."

Napoleon sah ihn mit trübem Blicke und einem schmerzhaften Lächeln an. — Er hatte ihn augenblicklich durchschaut.

„Du hast Recht. — Ich bin heute sehr angestrengt, und Du willst mich schonen, nicht wahr? Ich danke Dir; — aber es geht nicht. — Ich werde schon Zeit haben, mich auszuruhen. Es muß heute mit einem Male Alles abgemacht werden. — Mit der Vergangenheit muß resolut gebrochen werden, — — das ewige Zögern und Zagen hilft auch nichts. — Es gibt Nothwendigkeiten, die zwingend sind, — — sich gegen dieselben aufzulehnen, ist Kinderei; — wahrer Muth ist . . . sich ihnen zu fügen."

„Aber wahrlich" rief Persigny — „Eure Majestät sprechen, als wenn irgend ein Ereigniß stattgefunden hätte, das die schärfsten und unmittelbarsten Maßregeln augenblicklich beansprucht, — und ich, der ich mich so ziemlich au courant alles dessen, was in der Welt vorgeht, gehalten habe, — ich weiß wirklich nicht . . ."

„Du weißt wohl!" sagte der Kaiser, — „das hat sich mit der Zeit Alles so zugespitzt, daß es keines

ungewöhnlichen Ereignisses bedarf, um uns zu einem Entschluß zu zwingen. — Hört auch Ihr Beiden mich an!"

Napoleon warf sich in ein Fauteuil und schloß halb die Augen. — Seine Stimme war im Anfange der Worte, die er sprach, recht matt und gebrochen; aber nach und nach ermannte sich dieselbe wieder und wurde vielleicht wärmer, — überzeugungsvoller, als in der Sitzung des geheimen Rathes und in seiner Conferenz mit Arese und Oberdorff.

„Hört mich an! — Ihr seid beide, was unsere auswärtigen Relationen betrifft, verschiedener Meinung. — Du, Morny, hast stets die intimste Allianz mit Rußland befürwortet, und Du, Persigny, die mit England! — Beides habe ich versucht! Ich habe soviel wie möglich gethan, besonders bei der englischen Allianz! — Ich sehe, daß ein Mißtrauen sondergleichen mich dazu zwingt, mehr auf der Hut zu sein, wie mit irgend einer anderen Nation. Und was Rußland betrifft, so glaube ich nicht, daß es mir je möglich sein wird, ein anderes Bündniß mit ihm zu schließen, oder auch nur zu entwerfen, als eine aufrichtige Sympathie, die ich für den Kaiser Alexander fühle! — Diese beiden Nationen müssen als verloren für uns hingestellt werden! — Ihr denkt nun an Italien,

welches auf dem Wege ist, sich zu konstituiren! Es wird Jahre bedürfen, ehe Frankreich auf Italien rechnen kann, und dann — wenn letzteres Land soweit ist, seine Schuld einst an Frankreich abzuzahlen, dann ... Du brauchst nicht zu lächeln, Morny, das weiß ich selbst, daß es dann seine Pflicht der Undankbarkeit vor allen Dingen erfüllen und uns schmählich im Stiche lassen wird — das weiß ich! — Spanien ist der Zukunft zu unsicher.

Der Plan, der mir vor Augen schwebt, wird vielleicht einst von meinem Sohne oder gar von dessen Nachfolger ausgeführt werden. Die Nationen lateinischer Race müssen eine Föderation bilden; eng müssen sie zusammenhalten, aber nicht unter einem Scepter. — Es bleibt also nur Oesterreich und Preußen. — Ich habe Alles versucht, um Oesterreich dazu zu bewegen, eine aufrichtige Allianz mit Frankreich abzuschließen. Seit Jahrhunderten schon hat sich der Kaiserstaat treulos gegen uns bewiesen, immer uns im Stich gelassen, wenn es darauf ankam, für das gegebene Wort einzustehen. — Mag sein, daß zwingende Gründe für Oesterreich vorhanden waren, aber an zwingenden Gründen wird es auch jetzt nicht fehlen, wenn ich mich zu tief mit ihm einlasse und einst seiner bedarf! — Es ist möglich, daß das Conglomerat von Nationen jene Re-

gierung dazu zwingt, — aber, was auch immer der Grund davon sein mag, ich kann und darf nicht die Basis der Zukunft Frankreichs auf eine Verbindung mit Oesterreich gründen. — Bleibt Preußen!"

Napoleon fuhr mit der Hand über die Stirne, — aber vielleicht nur deshalb, um die Gesichter seiner beiden treuesten und intimsten Rathgeber zu beobachten. — Auf diesen Gesichtern zeigte sich eine tiefe Erschütterung und da der Kaiser nicht weiter in seiner Rede fortfuhr, so mußte er wohl den Ausdruck jener verstanden haben. — Eine lange Pause folgte.

„Ich sehe es Euch an", fuhr endlich der Kaiser fort, — „das, was Ihr darüber denkt."

Keiner von beiden antwortete. — Napoleon wurde etwas nervös.

„Nun, hast Du mir gar nichts zu sagen?"

„Nichts", meinte Persigny mit herber Miene — „denn ich denke mir, daß unser Rath jetzt vollständig überflüssig ist, — daß die Allianz oder der Entwurf, oder was derselben immer gleichkommen mag, bereits abgeschlossen ist, und daß der Kaiser uns nur herberufen hat, um uns ein fait accompli mitzutheilen!"

„Ist es so?" rief Morny mit gefurchten Brauen.

„Noch nicht", erwiderte Napoleon — „aber . . ."

Er konnte nicht fortfahren. — In diesem Augen-

blicke öffnete sich die Thür mit Gewalt und Thélin, bleich wie ein Leichnam, mit zitternden Gliedern und nicht fähig, ein Wort aus seiner zugeschnürten Kehle hervorzubringen, versuchte einzutreten.

Es war vielleicht das erste Mal seit langen Jahren, daß Napoleon einen Anfall von Zorn gegen seinen ältesten Diener hatte.

„Was ist's?" rief er, indem er sich kaum umwandte, — „kann ich denn keinen Augenblick ungestört bleiben, muß ich denn . . ."

„Aber was fehlt Thélin?" rief Morny dazwischen, der einen Blick der Thür zugeworfen hatte.

Jetzt wandte auch der Kaiser den Kopf um, und augenblicklich bereute er die wenigen harten Worte, die er zu ihm gesagt. — Er stand auf und ging ihm entgegen.

„Was ist Dir, was . . . .?"

Der alte Herr hob seinen zitternden Arm empor und wies nach dem Vorzimmer.

„Gamble, . . . Gamble", stotterte er.

„Nun wohl", sagte der Kaiser — „er möge eintreten."

Es gelang dem alten Manne, einen Schritt zurückzuweichen, und so Napoleon und den beiden Grafen den englischen Piqueur zu zeigen, der voller Staub

und in Schweiß gebadet dastand und kaum fähig war, sich auf den Beinen zu erhalten.

Nun", sagte der Kaiser — meine Antwort. Ihr sollt mir ja eine Antwort bringen. — Haben Sie . . ."

„Sire", stotterte jener — „die Antwort . . ."

„Nun, was meldet mir der Baron Dupotet?"

„Der Baron Dupotet", stammelte der Engländer — „ist . . . todt!!"

— — — — — — — — — — — —

Die Berathungen waren an diesem Tage plötzlich geschlossen worden. — Napoleon hatte in sein Schlafkabinet zurückgetragen werden müssen, dermaßen hatte ihn die Anstrengung des Tages, welche von der Schreckensnachricht gekrönt worden war, erschüttert.

Doktor Conneau war zu ihm gerufen worden, während er Corvisart nach Noiseterre in Begleitung des Fürsten von der Moskowa gesandt hatte, um Details zu erfahren, die Gamble ihm nicht zu geben vermochte

Im Sekretariat herrschte eine dumpfe Apathie. — Mocquard sowohl wie Thélin, obgleich beide sehr wenig an die Experimente des Baron Dupotet glaubten, waren doch dem alten Gelehrten ungemein zugethan gewesen, und kannten die Zärtlichkeit, welche der Kaiser für ihn hegte. Sie begriffen, daß sein Tod dem Monarchen einen harten Schlag versetzt haben müßte.

. . . Als die Grafen Morny und Persigny dieses Bureau durchschritten, konnten sie nicht umhin, einen Blick auf zwei Männer zu werfen, welche in einer Fensternische standen, und eifrig mit einander plauderten, — so eifrig, als wenn nichts um sie herum geschehen, und das Ereigniß, welches den Kaiser sowie die ganze Umgebung in Schrecken und Erstaunen versetzt, spurlos an ihnen vorübergegangen sei.

Es waren Lagrange und Doktor Oberdorff.

Lagrange sah verstörter aus, als man ihn je gesehen. — Der Mann mußte eine moralische Erschütterung erhalten haben, die selbst ihn, der gegen alle Schläge dieser Art gefeit zu sein schien, fast niedergeschmettert hatte. —

Er schien in diesem Augenblicke über das Geschehene dem Doktor Oberdorff eine Art von Bericht zu erstatten, denn bei jedem Worte, welches er sprach — je weiter er in seiner Erzählung vorrückte, desto mehr nahmen auch die Züge des Arztes den Ausdruck eines von Sekunde zu Sekunde sich steigernden Erstaunens an. Eine Verwirrung sondergleichen bemächtigte sich seiner. Sein Gesicht ward bei jedem Athemzuge bleicher, und kaum gelang es ihm, die Hände auf die Schultern Lagrange's zu legen, und in gebrochenem Tone und kaum hörbar zu sagen:

„Aber träumen Sie . . ? oder sind Sie trunken?“

„Nein, nein“, lispelte Lagrange — „er, — er war es, — er, — ich erkannte ihn gleich wieder, und nach seinen Worten, nach seinem Geständnisse ist ja kein Zweifel mehr möglich, — zuviel Punkte bestehen ja zwischen uns, — die wir allein nur kennen.“

Oberdorff fuhr mit der Hand an die Stirne.

„Wache ich denn wirklich“, sagte er. „Nun denn meinetwegen, — wenn er es ist, und warum sollte ich ihre Worte bezweifeln? dann kann er uns mehr wie nützlich sein, und Sie sagen, er ist . . .“

„Er ist“, sagte Lagrange noch leiser — „der Hauptagent des Grafen Persigny in London!“

„Und weiß der Graf . . ?“

„Der Graf weiß nichts, — will nichts und braucht auch nichts Anderes zu wissen, — als daß jener sich Ferdinand Löwenstein nennt, und ihm unendlich viel Dienste erweist.“

Oberdorff schüttelte sich wie in einem Fieberanfall! —

sagte er. „Es werden böse Zeiten kommen, Lagrange“,

„Sie werden viel zu thun bekommen, aber glauben Sie mir, — die Zeit der Erfolge ist vorüber.“ —

„Man wird thun, was man kann“, erwiderte der

Detektive — „aber . . brr . . brr . . ich muß mich erst erholen, — ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Doktor, wie das mich gepackt hat!“

Oberdorff schwieg und senkte den Blick zu Boden.

Ein ganz neuer Gedankengang war plötzlich in sein Hirn eingezogen; — mit einem Male rötheten sich seine Wangen von neuem, sein Blick leuchtete einen Augenblick, dann wandte er sich an Lagrange.

„Ich bitte Sie um eine Gefälligkeit, Herr Lagrange, — es muß sein . .“

„Befehlen Sie!“

„Sorgen Sie vor allen Dingen dafür, daß die Comtesse Potocka, — Sie wissen, sie logirt in der „Stadt Colmar“ seit gestern, — daß sie Jenem nicht zu Gesicht kommt; ich beschwöre Sie.“

„Hm, . . das wäre dem Zufall zu viel vertraut; wäre es nicht besser, sie verließe Paris, so lange er hier ist?“

„Sie darf nicht, — der Kaiser wird sie sprechen wollen.“

„Nun, dann will ich's versuchen und hoffentlich wird es gelingen! — Glauben Sie, daß der Kaiser meiner bedarf?“

„Fragen wir Thélin.“ — Dieser näherte sich auf ein Zeichen der Beiden.

„Werden Sie mir Urlaub geben, Herr Thélin?“ fragte Lagrange

„Gehen Sie in Gottes Namen“, meinte jener. — „Ich hätte von diesem Tage mehr, — ganz Anderes gehofft, ich glaubte, Sie zu rehabilitiren, Lagrange aber es kommt ja alles anders, als wir uns vornahmen, — gehen Sie, wenn wir Sie wieder brauchen, wissen wir ja, wo wir Sie finden.“

„Wie geht es dem Kaiser?“ fragte Oberdorff

„Conneau sagt: wie gewöhnlich, — ich weiß nicht. lieber Doktor, ich möchte gern einmal Wahrheit über Alles hören. — Conneau und Corvisart scheinen sich ihr Wort gegeben zu haben, uns hinter's Licht zu führen . . ., und außerdem ist noch etwas passirt, was Sie, — den Arzt, hauptsächlich interessiren würde, wenn sie es erführen.“

Nun, sagen Sie es mir.“

„Ich weiß nicht — ob ich darf, — es ist ein Geheimniß, und der Baron Dupotet hat es mit in's Grab genommen!“

Ah, die Geschichte von Somnambulen“ meinte Oberdorff mit Achselzucken.

„Nein, nein, etwas ganz Anderes, aber ich möchte — ich möchte vor Allem, daß Sie den Zustand des Kaisers prüften!“ —

Plötzlich reckte sich die Gestalt des alten Mannes, alle seine Muskeln schienen sich zu spannen, seine Wangen rötheten sich leicht und seine Augen glänzten einen Augenblick wie in Fieber.

„Ah“, sagte er — „was kann man mir thun, ich bin ja eine Art von Hofnarr, — der alle seine Freiheiten hat, Conneau ist fort, — also à la grace de dieu!“

Und ehe Oberdorff fähig war, sich ihm zu widersetzen, hatte er seine Hand ergriffen, und mit sich fortgezogen, — direkt in das Cabinet und von dort in das Schlafzimmer des Kaisers —

. . . . Lagrange, der sich jetzt wieder allein sah, da auch Herr Mocquard das Cabinet verlassen, schüttelte ganz bedenklich den Kopf.

„Du lieber Himmel“, sagte er — „auf einem schlüpfrigeren, unsichereren Boden hat sich wohl Niemand bewegt, als wir an diesem Hofe! Was ist wahr, was ist nicht wahr? — Ich weiß, da drin sind heute die höchsten politischen Abmachungen gepflogen worden! — Als wenn man mir nicht auch eine Andeutung darüber geben müßte! Hm!“ — — Er schritt langsam der Thüre zu, ging fast träumend durch die Corridors und sann nach, was er denn jetzt eigentlich zu thun habe.

Bei einer halb geöffneten Thüre hörte er einige Worte

ziemlich laut sprechen. — Er stand still, warf einen Blick durch die Spalte und sah den Grafen Persigyu mit Morny in einem kleinen Zimmer, wie es so viele längs der Corridore gab.

Obgleich das, was er that, recht gefährlich war, denn jeden Augenblick konnte er überrascht werden, legte er doch sein Ohr an die Oeffnung, um zu horchen, was beide sagten.

Es war kaum der Mühe werth, es zu erfahren, denn jene schienen ihre Conversation fast beendet zu haben, und Lagrange konnte nur die Worte erhaschen:

„Sind Sie abergläubisch, Persigny?"

„Daß ich nicht wüßte, — manchmal hat mich der Kaiser angesteckt!"

„Nun, seien Sie überzeugt davon, daß er nicht vergessen wird, was geschehen ist!"

„Was meinen Sie? — Was ist denn geschehen?"

„Seltsam genug ist es", erwiderte Morny, dessen Stimme gleichfalls eine Nüance des Erschrecktseins nicht verbergen konnte, — „gerade im Augenblicke, wo er im Begriffe war, uns zu erklären, daß die Politik Frankreichs jetzt mit vollen Segeln auf eine Allianz mit Preußen hinarbeitet, gerade in dem Augenblicke..."

„Was denn?"

„Kam ihm jene Todesnachricht, die ihn dermaßen erschütterte, daß er zusammenbrach!"

„Ja, was hat denn das zu bedeuten?"

„Ich weiß es auch nicht, — aber ein böses Omen ist es sicherlich! —

„Allons, lieber Morny, was ist das für eine Politik — wo man darauf Acht geben muß! —

„Ja . . ja . . ! wir haben einen Schwärmer, einen Denker zum Monarchen, und diese Leute, — glauben Sie mir, taugen wenig auf den Thron."

Dann schwiegen beide und endlich sagte Persigny:

„Eine Allianz mit Preußen, er denkt schon lange daran! — Meinethalben — ich werde meine Maßregeln augenblicklich treffen "

„Und ich auch", erwiderte Morny. — „Mir wird es schwerer als Ihnen werden, denn die Herren Deputirten n'aiment pas les Prussiens . . ."

Lagrange entfernte sich schleunigst, da die Beiden der Thüre zuschritten.

. . . „Also . . eine Allianz mit Preußen", murmelte er, als er die Tuilerien verließ. — Da hat mir ja mein Freund Goldheim einen colossalen Dienst erwiesen, indem er mir zu dem bewußten Manuscripte verhalf . . . Hm . . . hm . . , ich weiß nicht . . , eine Allianz mit Preußen, — allons! — Was geht

das mich an — Ah sapristi, das hätte ich mir nie träumen lassen!"

Und er legte plötzlich die Hand auf die Brust — — das Zeichen — die Bestimmung, die, wie er behauptete, ihn nie täuschte, hatte sich mit einem Male wieder gezeigt.

„Also deshalb ist dieser Baron von Bismarck nach Paris gekommen", fuhr er in seinem Monologe fort — „und ich Esel, der mir vorstellte, daß mein liebenswürdiger Fürst Metternich . . allons, ich bin doch ein rechter Neuling und werde es wohl ewig bleiben! — — Eine Allianz mit Preußen . . ich weiß nicht weßhalb. . . Mais cela ne me va pas! . . Ich der Alliirte dieses Goldheim hahaha! . . bei Gott — ich bin wie ein altes Weib, das von der Pique-Neun geträumt hat!"

Er schritt rüstig einige Schritte vorwärts — — aber mit einem Male murmelte er doch — gleichsam wider Willen:

„C'est égal — cela ne me va pas du tout!"

Drittes Kapitel.

Landesstille.

Ein ziemlich langer Zeitraum liegt zwischen der Epoche, von welcher wir berichtet, als Napoleon den getreuesten seiner Rathgeber und Freunde seinen Ideengang vortrug, wie die Geschicke der Welt auf eine neue Weise bestimmt und verändert werden mußten, — als er ihnen sagte, daß Frankreich, das Land, welches damals in Europa nicht allein tonangebend, sondern über die andern Nationen fast einen unangreifbaren Einfluß ausübend war, — daß Frankreich einen andern Schwerpunkt für sein Wirken und besonders für seine Verbindungen suchen müsse, als den bisherigen.

Zwei Jahre waren seit jener Epoche verflossen und in dieser ganzen Zeit hatte sich eigentlich im

Grunde so wenig Außergewöhnliches, — Unvorhergesehenes ereignet, daß der Chronist, welcher nur Thaten aufzeichnen will, hier seiner Verlegenheit kaum Herr werden kann.

Es ist ein eigenthümliches Zeichen des napoleonischen Kaiserreichs, daß in der Epoche von einem Kriege zum anderen stets ein latentes Stadium eingetreten ist, in welchem die ganze Aufmerksamkeit der handelnden Personen darauf gerichtet zu sein schien, ihren Gegnern, ja selbst ihren Genossen den Beweis zu liefern, daß nichts geschehen, ja daß sich nichts vorbereite.

Und doch war gerade keine Epoche vielleicht so reich an Minen und Gegenminen der verschiedensten Parteien und Interessen als diese, welche so ruhig dahinfloß und bei der man kaum geglaubt hätte, daß man sich auf jenem vulkanischen Boden befände, auf dem seit bald einem Jahrhundert unsere ganze politische Gesellschaft ruhte.

Der Zeitraum von 1860 — 62 war eigentlich nur eine Consequenz jenes kühnen Abenteurers Garibaldi in Sicilien, den Jedermann kennt, und welcher so unendlich viel zu der Einigung Italiens und zu all' den Umwälzungen, die wir seitdem erlebt — beigetragen hat.

Man weiß, was geschehen, — man kennt die heftigen Convulsionen, welche dem kühnen Zuge von Marsala durch das ganze Königreich beider Sicilien gefolgt waren.

Wiederum hatte der scharfe Blick Napoleons III. recht gesehen. — Im Augenblicke, wo die neapolitanische Armee von den Verkauften und Verräthern gesäubert, Stand hielt und sich bei Santa Maria da Capua dem beinahe dreifach überlegenen Heere Garibaldi's resolut entgegenstellte, bekam jener die erste und auch für ihn empfindlichste Schlappe! Man weiß heute nicht mehr, was bei der Belagerung von Gaëta hätte vorfallen können. Eine Reaction erhob sich in den Bergen, — in den kleinen Städten, — — im ganzen Lande. — Einige Monate nur, — und das war ein Leichtes — brauchte die Meeresfeste ihren Widerstand fortzusetzen, und durch gelungene Ausfälle die belagernde Armee zu schwächen und im Rücken Garibaldi's wäre eine Gegenbewegung entstanden, deren er nie Herr zu werden fähig gewesen wäre.

Man weiß, was die piemontesische Regierung that, — wie sie trotz aller Traktate und Versicherungen die Invasion des Kirchenstaates unternahm, wie General Lamoricière, der seinen bewährten Degen dem Papste zur Verfügung gestellt und eine auserlesene

Schaar um sich gesammelt hatte, — vom General Cialdini bei Castelfidardo fast vernichtet wurde und wie dieser dem bedrängten General Garibaldi mit der nördlichen Armee zu Hilfe kam. — Jetzt war das Loos Neapels entschieden. — Gaëta mußte kapituliren, — eine Verbindung war hergestellt, der ganze östliche Kirchenstaat fiel dem Könige von Sardinien zu, und nachdem eine Volksabstimmung inscenirt und meisterhaft durchgeführt worden war, blieb nur Venetien und der westliche Theil des Kirchenstaates unter einer anderen Herrschaft als der Victor Emanuels.

Wie gesagt, der Leser weiß das Alles, und es ist unsere Aufgabe nicht, ihm die Geschichte jener Zeit zu wiederholen; er wird sich aber leicht vorstellen können, nachdem wir ihm ein Bild des Zornes und der leidenschaftlichen Erregung entworfen, welche bei dem bloßen Verdachte, daß so etwas geschehen könnte, in Paris, speciell in den Tuilerien, herrschte, — er kann sich leicht vorstellen, was nun geschah, als das fait accompli da war.

Man wird sich erinnern, welche Comödie von der gesammten Diplomatie in Turin gespielt ward, — wie alle Gesandten das Hoflager Victor Emanuel's verließen . . . und . . . wie Einer nach dem Andern dahin zurückkehrte.

Ja! — die Aufregung in Frankreich, in Paris und speciell im Schooße der kaiserlichen Familie war grenzenlos! — Es war nicht mehr das Stadium des offenen Kampfes; — denn man wußte wohl, daß damit nie etwas erreicht werden konnte, auch die untergrabende und nagende Verschwörung war jetzt ohne Aussicht auf Erfolg. — Alles erschien jetzt den Anhängern der heiligen Sache, die zu Grabe getragen wurde, aussichtslos. — Eine Apathie sondergleichen hatte sich über das ganze Leben dort gelegt, und vielleicht damals war es zum ersten Male, als Napoleon so recht begriff, daß es am Hofe, — wenigstens in den Regierungskreisen, — ja noch weiter, möchten wir sagen, — speciell in Paris, keine napoleonische Partei gab, und daß die, welche sich in seiner immediaten Umgebung mit wenigen Ausnahmen seine Anhänger nannten, nur die Anhänger einer bestehenden, und wie man glaubte, eisern-starken Regierung waren!

Es war nicht der erste Monarch und wird wahrscheinlich auch nicht der letzte sein, der sich eine Zeit lang einer gewissen Täuschung hingegeben hat. — Es ist nur zu leicht, die Gefahr zu übersehen, welche einer Dynastie, — ja dem monarchischen Prinzip selbst droht, wenn man glaubt, daß die Leute, die gehorchen, —

stricte Befehle ausführen, auch . . . Anhänger sind. — Dies sind gerade Leute, deren ganzes Leben von einer unantastbaren Pflichttreue Zeugniß giebt, — welche sich zuerst als Gegner erklären, wenn eben diese Regierung aufgehört hat, stark zu sein oder überhaupt . . . zu sein.

Es war ein seltsames Schauspiel, welches in den Tuilerien zu jener Zeit herrschte. — Mit der tiefsten Ehrfurcht verbeugte man sich vor dem Monarchen und ging von dannen! — Niemand suchte ihn mehr auf, — Niemand von denen, auf die er Gewicht legte, hatte mehr ein Anliegen an ihn. — Die Feste wurden unter tausend Vorwänden vermieden, und wenn das endlich nicht mehr ging, — wenn man ihnen beiwohnen mußte, so war es mit ernsten, unbeweglichen Mienen. — Dann that man, als wenn es eine Berufspflicht sei, die man erfülle! — Man wich dem Kaiser aus, wo man nur irgend konnte, und die Kleidung der Damen war mit einer gewissen Affectation die der Trauer; wenigstens herrschten die dunkelsten Farben überall vor.

Und man glaube nicht, daß am Hofe, in der unmittelbaren Umgebung des Monarchen dem allein so war. — Die Parole schien für das ganze Reich gegeben zu sein. — Die Präfecten beklagten sich, daß es

in den Hauptstädten der Departements fast ebenso sei, daß auch sie, die Vertreter des Kaisers, mit derselben höflichen Schonung gemieden würden, und daß nach und nach ihr gesellschaftlicher Umgang sich auf die Beamten allein beschränke und auf solche, die keinen Einfluß hätten.

Das war die Ruhe, die man in den Tuilerien genoß. — Die Kaiserin hatte wohl begriffen, daß ihr Widerstand gegen ihren Gemahl nutzlos sei. — Ernst und mit starrem Gesichte fügte sie sich, wie es ihre Pflicht war, seinen Anordnungen, war bei jeder Festlichkeit an seiner Seite, aber ihre Gegenwart that nichts, um das Fest zu beleben, und ihre sonst so hinreißende Liebenswürdigkeit schien ein für alle Male verschwunden zu sein. — Auch sie zog die dunklen Farben allen andern vor, — übte die Pflichten der Religion jetzt mit noch größerer Inbrunst wie ehedem — befand sich lange Stunden des Tages mit ihren Damen in der Kapelle und besuchte die Kirchen von Paris viel häufiger, als sie es je gethan hatte.

Man müßte den Kaiser schlecht kennen, wenn man denken würde, daß diese stumme Opposition ihn scheinbar afficirte; — er sah Alles, und schien nichts zu bemerken! — Aber ob er es wollte oder nicht, — nach und nach war diese Traurigkeit, — — dieser

Trauerhorizont über ihn selbst gekommen. — Die Melancholie bei Hofe hatte ihn, der sie hervorgerufen, fast zuerst angesteckt.

Und man weiß, daß er seit jeher die besten Anlagen dazu hatte!!

Er studirte jetzt häufiger denn je. — Große literarische Pläne hatte er entworfen und vertiefte sich gänzlich in deren Ausführung. — Die Regierungsgeschäfte ließen ihm jetzt mehr Zeit, — wir meinen, daß die auswärtigen Angelegenheiten ihn scheinbar weniger beschäftigten als die inneren, und im Inneren war wiederum das Studium die Basis aller Maßnahmen, die er vorschlug oder ausführte.

Und um diese Atmosphäre von Mißmuth noch dichter zu machen, fingen zu jener Zeit gerade an, sich den Augen derer, die gewohnt waren, den politischen Horizont mit scharfen Blicken zu erspähen — fingen damals gerade an, sich den Blicken jene verdächtigen kleinen Wölkchen zu zeigen, die sich nach und nach concentrirten und den Orkan bildeten, welcher acht Jahre später das napoleonische Kaiserreich hinwegfegte. — Es lagen damals schon Zeichen vor, die für gewisse Leute untrüglich waren, und die sich späterhin auf eine so fatale Weise realisirten.

Die Epoche, von der wir sprechen, ähnlich der

gewitterschwülen Windstille, ist der größte Fehler in der Regierung Napoleon's III. Man wird ihm immer vorwerfen, gerade diese Epoche nicht besser benutzt zu haben. — Während dieser Zeit hätte er, wenn ihm noch seine Energie vergangener Jahre innegewohnt hätte, sicherlich die Basis einer Reorganisation Frankreichs gelegt, die vielleicht den Untergang seiner Dynastie, wenn auch nicht verhindert, — doch um Jahrzehnte hinausgeschoben hätte.

Doch er war der Mann nicht mehr, den wir vor Beginn dieser Erzählung gekannt haben.

Das Leiden, welches man vier oder fünf Jahre vorher nur ahnte, hatte jetzt deutlichere Spuren gezeigt. — Aber ebenso wie mit der Politik handelte er mit sich selbst, — mit eben diesem Leiden. — In dem Stadium, in welchem er sich jetzt befand, hätte eine rigurose Kur vielleicht noch Hilfe bringen oder die Endkatastrophe gleichfalls auf längere Zeit hinausschieben können. — Aber auch hier herrschte jene Apathie, von der wir oben sprachen. Nichts war mehr fähig irgendwie den Kaiser zu beleben oder gar ihn zu vermögen, einen neuen Entschluß zu fassen, — sei es für die Regierung, sei es seiner selbst halber.

Er war in ein Stadium gekommen, welches er sich *eigentlich* immer gewünscht hatte. — Er bildete

sich eine Zeit lang ein, daß die Regierung jetzt von selbst ginge, wenigstens einige Monate lang, und daß er sich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Studium, hingeben könne. — Und ebenso war es mit seiner Gesundheit. — Er glaubte, daß er wenigstens einige Monate von den Aerzten verschont bleiben könne und später dehnte er die Zeit immer mehr aus, bis er endlich ihre so bewährte Hilfe ganz und gar vernachlässigte und sich um gar nichts mehr kümmerte. — — Wie gesagt, — um sich selber auch nicht.

Der Höhepunkt dieses Sicheinspinnens war wohl im Sommer 1862 erreicht.

— — — — — — — — — —

Im Dorfe Ruel ist, wie man sich leicht denken kann, die ganze Bevölkerung so zu sagen im Hofdienste der napoleonischen Dynastie. — Man möge das, was wir soeben gesagt, nicht wörtlich nehmen, denn die kleine Villa, die Napoleon dort besaß, ward kaum von einem halben Dutzend Diener bewacht. — Aber Alles, was in dem Dorfe lebte und webte, vom Bürgermeister und Pfarrer bis zum letzten Feldhüter, hielt sich verpflichtet, für den Napoleonismus einzutreten, als wenn es ihre eigene Sache wäre, ... als wenn das sich von selbst verstände. — Der Grund hiervon muß nicht in irgend einer jener Vergünstigungen ge-

sucht werden, mit welchen die Regierungen oft diese oder jene Gemeinden auszeichnen. — Der Napoleonismus der Gemeinde von Ruel stammte aus einem, wir möchten sagen, achtungswertheren Grunde.

In der Kapelle der kleinen Villa lag die Mutter Napoleons III. begraben. –

Diese Besitzung war für den Kaiser stets eine Oase in den langen Wirren seiner Regierung. Hierher zog er sich zurück, wenn ihm Kopf und Herz schwer waren und er sich sagen mußte, daß neue Kräfte vor allen Dingen von ihm bedurft wurden, um fortzufahren auf dem dornenvollen Pfade, den er eingeschlagen. Napoleon III. hatte oft tagelang in Ruel verbracht, ohne daß man es in Paris, sogar in seiner nächsten Umgebung wußte! — Ja selbst in Ruel wußte man nichts davon oder wenigstens nur die Leute, denen der Zufall entweder einen, nur von einem Lakaien begleiteten Reiter in den Weg führte, der am äußeren Thore des Parkes anhielt, vom Pferde sprang, das Gitter selbst öffnete und dort verschwand, während der Reitknecht einen anderen Weg mit den Pferden einschlug, — oder denen, die vielleicht errathen konnten, daß eine einfache wappenlose Equipage, die gewöhnlich erst um das Thor herum und von der entgegengesetzten Seite hineinfuhr — daß diese den Kaiser

mitbringe, der dann schnell am Portale ausstieg, während der Wagen wiederum seine Fahrt fortsetzte.

Aber selbst dem gediegensten Späher, wenn es überhaupt solche in Ruel gegeben hätte, wäre es nicht gelungen, im Sommer des Jahres 1862 weder den Reiter noch die Equipage, die man wohl kannte, im Dorfe zu sehen. — Alljährlich war Napoleon am Todtestag seiner Mutter gekommen — und dieses Jahr war, wie man glaubte, dieser ihm so heilige Tag von ihm vergessen worden! — Aber noch einen andern Grund des Erstaunens gab es für die Bewohner von Ruel. Was sich Niemand hätte denken können, war geschehen, und sie wußten nicht wie, — weshalb — warum!

Seit länger als einen Monat war das Schloß bewohnt und wer die Neugier auf dem Lande kennt, wird sich wohl leicht ein Bild der Verzweiflung jener zu machen im Stande sein, wenn er erfährt, daß Niemand dort wußte, wen das Schloß beherberge.

Man sah es, — man hörte es, — man merkte es an diesem oder jenem, was geschah . . an Allem, mit einem Worte, — aber wenn die Combinationen aufhörten, wenn die Wirklichkeit irgend ein Indicium

hätte geben sollen, so stand man im ganzen Dorfe mit offenen Mäulern da und war zu dem Geständniß gezwungen, — man wisse wenig, . . . man wisse eigentlich gar nichts!

Das war, wenn wir uns so ausdrücken können, der materielle Theil des Ereignisses. Dann kam noch der andere hinzu:

Jemand, der im Schlosse von Ruel wohnt? Ja, um des Himmels willen, wer konnte das wohl sein? Dieses Schloß, welches mit einer pietätvollen Verehrung vom Kaiser der Franzosen Jahre hindurch gehütet worden, — dieses Schloß hatte einen Bewohner!

Die Leute schüttelten die Köpfe. Sie trauten sich gar nicht mehr, sich irgend einer Combination hinzugeben. — Man wagte nicht einmal mehr zu rathen, — dermaßen war man überzeugt, daß man nie die Auflösung des Räthsels zu finden im Stande wäre.

Und dabei war die Neugier nach und nach zu so winzigen Proportionen zusammengeschrumpft, daß man beinahe Mitleid mit jenen gequälten Geistern fühlte, die davon behaftet waren. — Es war schon soweit gekommen, daß man sich damit begnügt hätte, zu erfahren, ob es ein Mann oder eine Frau sei, die dort

wohnte, — denn bis zu dem Grade war man in Ungewißheit gehalten worden.

Sei es aus welchem Grunde es wolle, — das Geheimniß war gut bewacht, und wie gesagt, bereits war ein Monat verflossen, und man wußte immer noch nicht mehr, wie am ersten Tage, wo wie ein Alarmruf die Nachricht von Mund zu Munde ging, daß das Schloß der Königin Hortense bewohnt sei.

Wir sind glücklicher, als die Bewohner von Ruel, — wir können dem Leser augenblicklich verrathen, wer dort sein Wanderzelt aufgeschlagen hatte.

Es war die Frau, — die vielleicht allein dazu auserſehen war, die Pietät, die Napoleon für das Andenken seiner Mutter hegte, nicht zu verletzen, wenn sie in der Nähe ihres Grabes weilte, — — die Comtesse Maria Potocka, die Enkelin der Königin Hortense!

Wie sie dahin gekommen, verdient erzählt zu werden.

Nachdem sie die Mission beendet, von der wir einige Episoden angedeutet, war sie wieder in ihr Häuschen im Victoriapark in London zurückgekehrt. — Bei ihrer Durchreise durch Paris, wohin sie von Oberdorff geführt worden war, hatte sie selbstverständlich erwartet, daß der Kaiser sie empfangen würde, aber wir wissen,

welche erschütternde Nachricht gerade Napoleon an diesem Tage bekommen hatte, an welchem Oberdorff ihr die Hoffnung gemacht, daß sie ihn sehen würde — und am nächsten Tage war der Kaiser so leidend, daß daran nicht zu denken war.

Sei dem, wie ihm wolle, — die Comtesse Potocka hatte, ohne durch einen äußeren Grund dazu bewogen worden zu sein, Paris verlassen und war nach London zurückgekehrt, nachdem sie einen langen Brief an ihren Begleiter geschrieben hatte.

Und dasselbe Leben hatte hier wie ehemals begonnen. — Das mysteriöse Haus, von dem wir bei Beginn unserer Erzählung berichtet, war während der Zeit der Abwesenheit im Namen der Gräfin gekauft worden, und das gab ihr eine entschiedene Berechtigung, in demselben allerlei Veränderungen vornehmen zu lassen. Eine derselben, die bedeutend war, geschah, um dasselbe noch mehr von der Außenwelt zu isoliren. Die Mauern des Gartens wurden um gute zwei Schuh erhöht, — die Vorderfenster waren eigentlich nur zum Luxus da, denn es schien, daß Alles in der Aussicht auf den Garten concentrirt war, und in diesem Garten, der einen nicht unbedeutenden Umfang hatte, war ein Pavillon erbaut worden, der der eigentliche Wohnsitz der Besitzerin dieses Hauses war. — Hier verlebte sie

die ganze Zeit des Tages und auch bis spät in die Nacht hinein sah man dort Licht.

Nachdem sie also ihr Haus, wir möchten sagen befestigt, — hörte das Mißtrauen auf, welches sie bis dahin der Außenwelt gegenüber beobachten zu müssen geglaubt.

Es war jetzt kein Zweifel mehr darüber, wer sie sei, — die ganze Nachbarschaft hätte jedem, der es hören wollte, erzählen können, daß sie eine Wittwe sei, — einen zehnjährigen Sohn habe, der in einer Erziehungsanstalt in York sich befinde, — daß sie eine polnische Gräfin sei, die den bekannten Namen Potocka führe, und außerdem, daß sie in sehr begüterten Verhältnissen lebe.

Das ganze Jahr 1860 und der Winter 1861 verging auf diese Art. — Die Gräfin isolirte sich mehr und immer mehr, und obgleich sie allwöchentlich eine Spazierfahrt machte, als wenn sie der Nachbarschaft den Beweis liefern wolle, daß sie überhaupt noch da sei, — so gerieth sie doch durch das ewig Monotone ihres Lebens bald selbst bei ihren nächsten Nachbarn in Vergessenheit. — Man kümmerte sich einfach nicht mehr um sie, da man doch wohl überzeugt war, daß das, was man eventuell erfahren könne, sich kaum der Mühe lohne, gewußt zu werden.

Soviel erfuhr man noch im Laufe des Sommers, daß die Gräfin, wahrscheinlich des Alleinseins müde, oder um ihre Thätigkeit ganz auf sich selbst und auf einen den Leuten unbekannten Gegenstand concentriren zu können, sich eine Gesellschafterin hatte kommen lassen, welche eines Tages anlangte, und die Niemand gesehen, seitdem sie den Wagen verlassen, der sie von der Bahn nach Victoriapark geführt hatte.

Und so ward wieder Alles ruhig und öde, wie es ehedem gewesen, in der Villa der Gräfin Potocka.

. . . . . Wir haben weiter oben von dem Zustande des Kaisers Napoleon gesprochen und haben geglaubt, nicht nöthig zu haben, hinzuzufügen, daß dieser Zustand, welcher Niemandem der Umgebung des Kaisers entgehen konnte, doch von keinem so scharf beobachtet wurde, als von Charles Thélin — und daß er Niemandem so viel Sorgen einflößte, als ihm, da er ganz genau wußte, wie sehr gerade ein solcher Zustand bei Napoleon zu fürchten sei! — Zuerst hatte er darüber mit Corvisart gesprochen. Man hatte Allerlei versucht, — Alles war mißlungen! — Graf Morny bekam bald nachher die Confidenzen des alten Herrn, aber auch er . . . was sollte er thun? — Er fuhr zu Napoleon, hielt seinem Bruder eine lange, geistreiche Rede, — suchte ihn zu animiren, und wenn das auch für

einige Minuten half, so verfiel Napoleon doch bald wieder in seine düstere Laune, — oder wenn dieses Wort zu viel sagt — in sein philisterhaftes Wohlbehagen, welches ihn den Lehnstuhl am Schreibtische allem Anderen vorziehen ließ.

Und als das Alles nicht half, geschah etwas, was weder der Kaiser, noch Thélin selbst gedacht hätten! — Der alte Herr entschloß sich, trotz seiner nicht sehr großen Sympathie für die Kaiserin, doch ihr zu melden, wie sehr ihn dieser Zustand des Kaisers beunruhige.

Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie seufzte, hob die Augen gegen Himmel und fertigte den alten Herrn mit einem inbrünstigen „Wie Gott will!“ ab.

Die Erziehung Thélins war in ihrem Anbeginne recht vernachlässigt gewesen, und obgleich er sich in dem langen Hofleben einen gewissen Schliff gegeben, — so brachen doch von Zeit zu Zeit die ersten Eindrücke seines Lebens durch, und als er den Salon der Kaiserin verließ, . . gaben einige recht derbe Flüche davon das beste Zeugniß.

Und so vergingen wieder einige Tage — Wochen — Monate. — Der unausgesetzten Beobachtung Thélins entging es nicht, daß der Zustand des Kaisers in steter Progressive zu einem Punkte gelangen müsse,

wo es nothwendig und unabänderlich sei, ... daß etwas geschähe.

Mit einem Male kam ihm ein leuchtender Gedanke! — Er setzte sich, ohne einen Augenblick darüber nachzudenken, an sein Bureau und schrieb einen langen Brief, welchen er couvertirte und dessen Adresse war: „An Herrn Doctor Oberdorff in Berlin“. Am selben Abende wollte er diesen Brief zur Post geben, — als ihm ein anderer Gedanke kam. Er ließ Gamble rufen — hatte eine lange Unterredung mit ihm, und unter den Papieren, welche er am nächsten Morgen dem Kaiser unterbreitete, war ein Urlaubsgesuch des Engländers, der behauptete, Familienverhältnisse halber auf vierzehn Tage in sein Vaterland zurückkehren zu müssen. — Der Kaiser nahm nicht im Geringsten Anstand, dies zu gewähren und schrieb sogar an den Rand des Gesuches: „Tausend Francs zur Vergütung seiner Reisekosten.“

Thélin lächelte, als er diese Bemerkung las, vor sich hin und murmelte: „Wenn der Kaiser nur eine Ahnung davon hätte, daß er dieses Geld für sich selbst ausgibt“.

Gamble war am selben Tage abgereist, und zwar hatte er einen Weg gewählt, um nach England zu kommen, der dem gewöhnlichen diametral entgegen steht.

— Statt nach Boulogne zu fahren hatte er den Straßburger Zug genommen und am dritten Tage nach seiner Abreise, sehen wir ihn nicht in den englischen Provinzstädtchen, wohin er sich zu begeben vorgegeben, sondern in einer jener elenden Droschken, welche Berlin stets vor allen Hauptstädten der Welt ausgezeichnet haben, — vor einem Hause der Leipziger Straße stillhalten, die Nummer suchen und endlich, da er sie gefunden, in das Haus treten.

Der Leser wird leicht das Räthsel dieser improvisirten berliner Reise begriffen haben. Thélin sagte sich, daß wahrscheinlich Oberdorff in Berlin einer Controlle irgend welcher Art unterworfen, und es daher nicht rathsam sei, ihm Briefe, wie Thélin es zuerst wollte, durch die Gesandtschaft zukommen zu lassen. — Nun entsann er sich, daß der deutsche Arzt ihm gesagt habe, daß er zu jeder Zeit Mittheilungen durch eine Adresse erhalten könne, die er ihm aufgeschrieben hatte. — Es war die Adresse einer Modistin. — Aber auch an diese wagte Thélin, der mit einem Male eine besondere Vorsicht gebrauchte, nicht, den Brief per Post zu senden, und so hatte er es denn für gut befunden, einen Menschen, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, ganz einfach mit dem Briefe nach Berlin zu senden, um ihn persönlich an diese Modistin abzugeben.

Es geschah nun Folgendes, worauf Herr Thélin nicht gerechnet hatte. — Die Modistin hatte seit ungefähr einem Monate ihr Geschäft verkauft und war abgereist, — wie man überall sagte, nach Paris. — Was war nun zu thun? — Gamble, der dies von einigen Nachbarn erfahren hatte, betrachtete mit Recht seine Mission in Berlin als geschlossen, und nun kam ihm auch der Gedanke, daß er eigentlich, — da er doch Urlaub habe, denselben ganz gut, wie man es dem Kaiser mitgetheilt, in England bei seiner Familie verbringen könne. Da er der Mann der schnellen Entschlüsse war, schrieb er einfach Herrn Thélin, was passirt sei und daß er mit dem nächsten Zuge, — da Berlin die Eigenthümlichkeit habe, ihm in höchstem Grade zu mißfallen, — über Köln und Ostende nach London reise. — Dorthin möge der alte Schatzmeister ihm neue Weisungen schicken, was mit dem Briefe geschehen solle, in dessen Besitze er sich noch immer befand.

Thélin war perplex; — sein ganzes so schön aufgebautes Lustschloß lag mit einem Male in Trümmern! — Aber der alte Herr wollte seinen Plan doch noch nicht aufgeben. Er schrieb ganz einfach an Gamble, er möge sich nach Viktoriapark begeben, dort die Villa der Gräfin Potocka aufsuchen, in seinem — Thélins — Namen bitten, vorgelassen zu werden,

und da die Gräfin ersuchen, ob sie ihm nicht an die Hand gehen könne, ihm einen Brief sicher an den Doktor Oberdorff zu befördern. — Er autorisirte ihn, das Schreiben der Gräfin selbst zu übergeben, wenn sie die Güte haben wollte, sich damit zu behelligen.

Gamble wurde augenblicklich vorgelassen, als er den Namen Thélins genannt und übergab den Brief. — Die Gräfin erstaunte darüber, daß ihr gerade der Auftrag würde, den Brief zu befördern und konnte nicht begreifen, daß der Schatzmeister des Kaisers keine andere Gelegenheit hatte, sich mit Doktor Oberdorff in Verbindung zu setzen, als gerade durch sie — Sie gab dieses Erstaunen in einigen Worten Gamble kund, und dieser erzählte ihr, wie er zuerst in Berlin gewesen sei, um ihn einer Modistin zu übergeben, — aber wie diese seit einiger Zeit aufgehört habe, dort zu wohnen.

Wie kam es, daß bei diesen so einfachen Worten die Gräfin ihn stutzig ansah, — wie kam es, daß sie sogar etwas blaß geworden war, als sie sagte:

„Und in Folge dessen hat Sie Herr Thélin zu mir gesandt?

„Zu dienen, gnädige Frau!

„Und ihnen keinen anderen Auftrag, — keine andere Erklärung hierüber gegeben?“

„Ich habe überhaupt nur zwei Zeilen von ihm erhalten, mit Ihrer Adresse!“

Die Gräfin faßte sich und nach einigen allgemeinen Fragen, die sie an den Piqueur, von dem sie wußte, welch' treuer Diener er dem Kaiser war, gerichtet, entließ sie denselben. — Aber kaum konnte er die Villa verlassen haben, als sie schnellen Schrittes einige Gemächer durchging und vor einem kleinen Salon stehen blieb, an dessen Thüre sie klopfte. Ohne ein „Herein“ zu erwarten, drückte sie die Klinke nieder und man hätte sehen können, wie ein junges Mädchen sich bei ihrem Eintreten erhob und lebhaft auf sie zueilte.

„Bringst Du mir etwas Neues, etwas Glückliches, Marie?“ sagte sie.

„Wer weiß, — wer weiß, liebe Augustine!“ erwiderte die Gräfin und zog sie auf's Canapee.

— — — — — — — — — — —

Die Leser unserer ersten Erzählung kennen das Mädchen, welches, wie wir sehen, jetzt bei der Gräfin Potocka Schutz und Zuflucht gesucht hatte — wie jene einst bei ihr!

Bei vielen derselben wird es uns wohl nicht gelungen sein, Interesse oder Sympathie für jenes seltsame Conglomerat von Verderbtheit und reinem, hohem

Ideale zu erregen! — Solche Frauencharaktere, wie der der ehemaligen Grisette sind für immer das Problem dessen gewesen, der sich erkühnt, in die Untiefen des menschlichen Herzens niederzusteigen, um da die letzten Spuren Dessen zu suchen und zu finden, was gläubige Seelen mit Enthusiasmus und Verherrlichung: „das Ebenbild Gottes“ nennen.

La courtisane amoureuse! — Wie viele Hunderte von Poeten haben sich schon an diesen heiklen Stoff gewagt. — Wie oft schläft die ganze Strömung, die den Dichter fast willenlos dahin führt, „die Perle in dem Haufen Mist“ zu suchen, wie oft schläft diese Strömung dann ganz und gar wieder ein und die materielle Tendenz der Zeit, — das Philisterium des Geistes, welches nie ein Verständniß für dergleichen haben wird, glaubt ein für alle Male dann das Ding beseitigt! — Aber mit welcher erneuerten Kraft, — mit welchen erneuerten Argumenten, — mit welcher Wucht von neuerspähten Nüancen präsentirt sich nach Jahren oder Jahrzehnten wieder auf's Neue . . . die moderne Maria Magdalena!

Denn, wenn es den Poeten gelungen ist, ein Bild zu schaffen, welches uns, wenn auch nur in einem Zuge anheimelt und uns vergessen läßt, daß das Standbild seiner Cicimia aus Schlamm geformt ist,

dann kommt das Heer der Epigonen, welche auf unsere Sympathie, — vielleicht auf unser Mitleid nur spekulirt, — und eine Zeit lang treten wahrlich — man möchte darüber lächeln — die gesunden, ehrlichen und liebenden Frauen in den Hintergrund und der Triumph der Courtisane eilt dem Capitol zu!

So war es zu allen Zeiten, — und man hat Unrecht, der unseren einen Vorwurf zu machen, diesen Weg eingeschlagen zu haben.

Wir kennen kein größeres Plagiat, als die viel verrufene Cameliendame des geistreichen Anatomen des Frauenherzens an der Seine. — Und dennoch bürdet die unwissende, Alles nachsprechende Menge ihm die Verderbniß einer ganzen Literatur auf!

Doch lassen wir diese Abschweifungen, deren einziger Zweck zu zeigen war, wie unter dem Einflusse einer solchen Literatur jene blassen Pflanzen, deren Wurzeln schon mit giftigen Stoffen getränkt, sich entfalten und zu einer Pracht kommen konnten, die ein Menschenherz verführt. — Man hat uns vorgeworfen, in unserm vorhergehenden Werke eine zu große Sympathie für dieses gefallene Mädchen gezeigt zu haben, deren Herz sich unter dem reinen Hauche der Liebe von Tag zu Tag läuterte, deren Gedanken höher und

edler wurden, je mehr sie sich in das ihr neue Fühlen hineinlebte und die, um das ihr so gänzlich unbekannte Gefühl der Tugend zu erhalten, ganz andere Kämpfe durchzukämpfen hatte, als unsre wohlerzogenen Töchter und Gattinnen.

Daß Oberdorff — der Mann, der in ganz anderen Kreisen lebte, der ganz andere Ideale im Herzen trug, und dessen Liebessehnsucht sich zu einem ganz anderen Sterne erhob, daß dieser Mann sich nicht für sein Werk begeisterte, mag ihm vorgeworfen werden! — Er war zu sehr Arzt, zu sehr Politiker, und obgleich er jene hohen und schwärmerischen Gefühle der Freundschaft und Liebe treu im Herzen durch Jahrzehnte zu bewahren wußte, fehlte doch auch ihm das Verständniß für sein eigenes Werk!

Die ephemere Liaison, welche er mit Augustinen begonnen, — er hatte nie geglaubt, daß sie einen solchen Eindruck auf die Verlorene machen könne, — machen würde. — Seine unendliche Güte, sein Edelmuth hatten es ihm verboten, die, welche er einmal erhoben, fallen zu lassen, — zumal sie ihm zu seinem Zwecke behilflich war; aber das hätte er sich wahrlich nie träumen lassen, daß er ein neues Geschöpf erschaffen hatte — . . . bei dem nur Eines störte —

um das Ideal einer Frau herzustellen, wie es so viele von uns träumen.

Freilich dieses „Eine“ war auch genügend, um das ganze — neue Gebäude niederzustürzen!

Es war die Vergangenheit.

Das böse Nessusgewand, welches mit seinen giftigen Fasern unablösbar an den Schultern klebt und die Gegenwart zerstört, die Zukunft im Keime erstickt.

Jahre waren verflossen, seitdem sie ziemlich getrennt von ihm lebte. — Erst in Wien, jetzt in Berlin war sie ein unbewußtes Werkzeug seiner Pläne. — Er hatte sie in den fünf Jahren kaum ebensovielmal gesehen, aber jedesmal hatte er gefunden, daß das Bild der Grisette mehr und mehr erloschen war. — Immer hatte er sich eingestehen müssen, daß neue Seiten sich herausgebildet hatten, die er nie erwartet hätte! Ja, seitdem sie Wien verlassen, hatte das arme Mädchen sogar unaufhörlich, trotz des Geschäftes, das sie führte, studirt, — hatte Unterricht von allen Seiten genommen, um sich eine Bildung zu verschaffen, die ihr so gänzlich abging, — hatte Sprachen erlernt und, was vielleicht bei ihr noch mehr hervorzuheben war, wie bei allen anderen, . . . hatte nie daran gedacht, das Bild dessen, der, wie sie es wohl fühlte,

nie so, wie sie es gedacht hatte, ihre Liebe erwidern könne, — — durch ein anderes Bild zu ersetzen.

Und wahrlich — die Gelegenheiten hatten ihr nicht gefehlt — weder in Wien noch in Berlin.

Aber in beiden Städten hatte sie ein so schroffes, abstoßendes Benehmen gegen Alles, was Mann heißt, bewahrt, — hatte so wenig sich selbst vertraut, daß sie kaum nöthig gehabt hätte, zu kämpfen.

Wir sagten eben, daß Augustine sich vielleicht bewußt war, daß Oberdorff sie nicht so liebe, wie sie es geglaubt, ja vielleicht waren ihr böse Stunden gekommen, in denen sie sich sagen mußte, daß die Liebe jenes Mannes im steten Abnehmen begriffen, daß der geringe Rest von Zärtlichkeit, den er noch für sie erhalten, mit der Zeit auch verlöschen würde.

Das ist gleich! — Jene Verlorenen, die sich bis zur reinen Taufe der Liebe erhoben, halten weniger darauf, geliebt zu werden, als . . . . . selbst zu lieben!

Das ist ein Theil der Auflösung des Räthsels jener seltsamen Frauenherzen; lieben können ist für sie das Paradies.

Und nun gesellte sich zu diesem Gefühle noch das

einer grenzenlosen Freundschaft . . . . wenn nicht mehr — welche sie an die Gräfin Potocka fesselte.

Man weiß aus unserer vorhergehenden Erzählung wie diese beiden Frauen sich fanden, wie die gehetzte — um ihr Kind und ihre persönliche Sicherheit besorgte Frau Zuflucht, Schutz, energische Protektion bei der Grisette fand, und wie ein eigenthümliches Seelenbündniß letztere zu der blendend schönen Frau hinzog.

Als wenn ihre Seele eins mit der des Geliebten sei, . . . fühlte sie dieselbe Neigung wie er!

Wir haben gesehen, wie sie vor Freude und Glück weinend, einstmals beide in ihre Arme schloß und in ihrer Grisettenmanier ausrief: „Jetzt weiß ich wahrlich nicht mehr, — wen von Euch Beiden ich am meisten liebe."

Und so war es auch! — Sie hing mit derselben Begeisterung, mit derselben Schwärmerei an Oberdorff — wie an der Nichte Napoleons.

Welch' ein Studium wäre diese Grisette für den Baron Dupotet gewesen, und der . . . der war doch wahrlich kein Poet!

— — — — — — — — — — — —

Thélin hatte in seinem Unternehmen kein Glück. — Wer hätte geglaubt, daß ihn auch diesmal seine

Mission scheitern würde. Die beiden Frauen mußten ihm die Nachricht geben, daß sie nicht befähigt seien, vorläufig das Schreiben an Doktor Oberdorff gelangen zu lassen, da beide seit einigen Monaten von ihm keine Nachricht hätten, — daß sie aber augenblicklich davon Kenntniß geben würden, wenn irgend ein Lebenszeichen des Arztes zu ihnen käme.

Der alte Herr furchte bedenklich die Brauen. Es war gerade so, als wenn es nicht sein sollte!!

Nun wäre es ihm freilich ein Leichtes gewesen, die Adresse Oberdorffs direkt vom Kaiser zu erfahren, aber da wußte er auch im Voraus, daß dieser sich nicht mit einer einfachen Antwort begnügt, sondern ausführlich hätte wissen wollen, was der Schatzmeister eigentlich mit Oberdorff zu thun habe. Und seinem Herrn gegenüber war das Lügen Thélins schwächste Seite! — Er hatte hierbei die besten Erfahrungen gemacht, wie Napoleon es verstand, ihn zu durchschauen, und hatte sich mehr als einmal schon das Versprechen gegeben, nie dem Kaiser das Gegentheil der Wahrheit zu sagen, — sondern lieber gänzlich zu schweigen.

Er war, wie gesagt, in keiner geringen Perplexität, denn der Zustand des Kaisers, dessen wir oben erwähnten, und der ihn so beunruhigte, nahm fast von Tag zu Tag zu. — Er schien mit seinem Schreibtische

wie verwachsen und auch sein ganzes körperliches Befinden hatte sich derart verändert, daß sein Gesicht anfing, die Spuren dessen zu zeigen, was in seinem Körper vorging.

Nun kannte Thélin aber seinen Herrn seit so langer Zeit, daß er ganz genau wußte, daß weder Bitten, noch Ueberredung, noch irgend sonst etwas helfe. Er wußte, daß nur die Nothwendigkeit — la force des choses, wie der Kaiser selbst zu sagen pflegte, ihn wieder aufmuntern, — wir möchten sagen, ermannen könne. — Und immer noch schwebte dem alten Herrn der Gedanke vor, daß Oberdorff vielleicht der einzige Mann wäre, hier Rath zu schaffen.

So ging er eines Abends, nachdem er das Cabinet des Kaisers verlassen und dieser entschieden verweigert hatte, trotz der Bitten Corvisarts sich zur Ruhe zu begeben, und wiederum träumend in seinem Lehnstuhl saß, — so ging denn Thélin in seinem Bureau mit sorgenvollem Haupte auf und ab. — Der alte Mann, der über den Kaiser wie eine Mutter über ihr Kind wachte und, wir möchten fast behaupten, ihn ebenso liebte, fing an, bei alledem den Kopf zu verlieren.

Plötzlich klopfte es an die Thüre, und auf sein Hereinrufen trat der Mann ein, der bei dem verun=

glückten Plane Thélins mit Oberdorff die Hauptperson spielte, — wir meinen Gamble. — Sein Urlaub war abgelaufen und er war vor einer halben Stunde zurückgekommen. — Er mußte erzählen, was ihm passirt sei, und da das von weniger Bedeutung war, so war er in kurzer Zeit damit fertig. — Er beschrieb die Gräfin, — er sagte, daß sie ihn über das Befinden des Kaisers ausgefragt, und als er ihr nichts Außerordentliches habe melden können, wenigstens nichts außerordentlich Gutes, — angefangen habe, recht betrübt zu werden, und was dergleichen oberflächliche Dinge mehr waren. Der Hauptgrund, weshalb er sich so spät noch Herrn Thélin vorstellte, war der, ihm sein Schreiben an Oberdorff zurückzugeben! Thélin nahm es, zuckte mit den Achseln und wollte es auf sein Pult werfen. — — Mit einem Male, — er wußte selbst nicht weshalb, — besann er sich, riß das Couvert herunter und fing an, seine eigene Epistel zu lesen! — Als er geendet, seufzte er tief auf.

„Und die gnädige Frau", meinte Gamble, „läßt Sie noch recht dringend ersuchen, ihr doch recht bald zu schreiben. — Sie hätten es ihr versprochen, und es thäte ihr leid, Sie daran erinnern zu müssen, daß Sie bisher ihr nicht Wort gehalten hätten.

„So, so", sagte Thélin, — „ja, ja — ganz recht — ich entsinne mich!"

„Sie könne nur von Ihnen, sagte sie, genaue Details über das Wohlsein Seiner Majestät, das, wie Sie doch wissen müssen, sie in hohem Grade interessirt, erhalten, — und es sei nicht recht von Ihnen, daß Sie sie so lange ohne Nachricht ließen!"

„Ich habe ja keine Zeit", meinte Thélin, — „ich kann doch nicht . . .!"

Mit einem Male unterbrach er sich selbst, — seine Augen nahmen einen merkwürdigen Glanz an, er starrte einige Minuten vor sich hin, . . . dann ergriff er seinen Brief von neuem, las ihn nochmal durch — sprang fast trotz seines Alters und seines hinkenden Beines, an den Schreibtisch — fügte dem Briefe so schnell wie seine zitternde Hand es erlaubte, einige Zeilen bei, — couvertirte augenblicklich noch einmal, — und dann sich an Gamble wendend, sagte er:

„Ich bedaure, lieber Freund, — aber ich gebe Ihnen nicht einmal Zeit, in Ihr Logis zurückzukehren, fahren Sie augenblicklich zur Bahn . . .

„Ich soll wieder fort . . ."

Ja, augenblicklich — zur Bahn . . ."

„Und wohin? . . ."

„Lassen Sie mich ausreden. — Kehren Sie nach London zurück, — übergeben Sie dieses Schreiben der Gräfin, und erwarten Sie ihre Befehle, — um sich zu ihrer Verfügung zu stellen.“

Eine leichte Wolke fuhr über Gamble's Stirn, denn diese Hetzjagd mußte nicht nach seinem Wunsche sein.

Thélin bemerkte dies, denn mit einem Male schlug er sich vor die Stirne.

Wo habe ich denn meinen Kopf“, sagte er. Ich wußte doch, daß ich Ihnen etwas zu sagen hätte.“

Vergessen Sie nicht“, unterbrach Gamble, — „daß mein Urlaub verlängert werden muß, — ich möchte nicht gern Seiner Majestät Unzufriedenheit hervorrufen! . . .“

„Richtig, das ist's“, — sagte Thélin. — „Der Kaiser befahl mir, Ihnen eine Gratification von tausend Franken zu geben.

Damit war auch der letzte Hauch von Unmuth bei dem Piqueur verschwunden, — und eine halbe Stunde später saß er schon wieder in dem Coupée, welches ihn nach Paris gebracht. Am nächsten Morgen gegen 11 Uhr klopfte er wiederum an dem Hause in Victoria Park und ward von der Gräfin empfangen.

— — — — — — — — — — —

Jetzt wird es dem Leser leicht sein, zu begreifen, wie die Nichte Napoleons nach Ruél gekommen war! — In Folge des Briefes Thélins hatte sie kaum eines halben Tages bedurft, um ihre Vorbereitungen zur Reise zu machen, und in Begleitung ihrer Freundin, die sie nicht allein in London lassen wollte, und an der sie mit einer innigen Zuneigung hing, war sie nach Paris gekommen.

Kaum eine halbe Stunde war sie da, als Thélin in ihr Hôtel, welches diesmal nicht „die Stadt Colmar" war, zu ihr ging und eine lange Unterredung mit ihr hatte. In Folge derselben trat er eine halbe Stunde später in das Cabinet des Kaisers.

„Es thut mir leid, Eure Majestät zu unterbrechen", sagte er, — „aber ich glaube mich verpflichtet, Ihnen eine Mittheilung zu machen . . ."

„Welcher Art?" fragte der Kaiser, indem er müde den Kopf umwandte. — „Du weißt, daß Du mich wirklich verpflichten würdest, mich ruhig meinen Gedanken zu überlassen, — es müßte denn etwas von so großer Bedeutung sein, daß es meine Pflicht wäre, ihm selbst meine Gedanken aufzuopfern."

„Das werden Eure Majestät schon selbst beurtheilen müssen," — erwiderte der Andere, „das bin ich nicht fähig zu verstehen!. Ueberhaupt das ganze

Leben, das Sie jetzt führen, Sire, ist für mich ein Räthsel! -- Nun, es ist ja auch nicht nöthig, daß ein Mensch wie ich, Alles verstehen soll!"

„Was — was willst Du, — was hast Du mir zu sagen?"

„Jetzt fürchte ich," meinte der alte Herr, indem er den Blick zu Boden schlug — ich fürchte mich wirklich!"

„Aber vor was denn . . .?"

„Ja, wenn Eure Majestät dann finden, daß es nicht nothwendig war, Ihre Gedanken zu unterbrechen, — daß es nicht Ihre Pflicht war, diese Gedanken jenem Gegenstande, den ich mittheilen will, zu opfern, — dann werde ich wohl meinen bewußten Rüffel bekommen, mit dem Eure Majestät seit einiger Zeit so freigebig sind, daß, wenn ich Sammlertalent hätte, ich schon eine ansehnliche Quantität derselben aufweisen könnte!"

„Du bist wirklich sehr zu beklagen", meinte Napoleon mit einem trüben Lächeln — — „aber nun genug, — was ist es?"

„Ja, was ist's" sagte Thélin, — „ich weiß es selber nicht . . ."

„Genug, — genug der Vorrede, — ich kenne Dich; Du willst auf irgend etwas hinarbeiten — willst mich

vorbereiten! — Es ist nicht nothwendig, Charles, — lasse mich, die Zeit ist kostbar; — es ist unverantwortlich, sie so zu vergeuden, — — heraus mit der Sprache, was gibts?"

„Das Sire, daß ich keine guten Nachrichten von Marie habe."

„Marie?!" fragte der Kaiser.

„Ja, ja, — der Potocka!"

Das Gesicht des bleichen Imperators wurde mit einem Male wie von einem leisen Sonnenstrahl erleuchtet. Man konnte von diesem Gesichte lesen, daß der Gedanke an jene ihn freudig durchzuckt hatte.

Marie, — was weißt Du von Marie?" sagte er.

„Nichts Gutes!"

„Was?" fragte Napoleon.

„Nun ja", sagte Thélin — „es ist natürlich nichts passirt, — dafür können Eure Majestät schon Sorge tragen . . . oder auch nicht, — wenigstens versuchen, Sorge zu tragen; — aber Ihre ganze Familie scheint unberechenbar zu sein, Sire, und Sie geben mir und uns in diesem Augenblicke das beste Beispiel davon."

Napoleon wußte genau Bescheid, wie er es mit Thélin halten sollte! — Er stand auf, ging auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Jetzt wirst Du die Güte haben, Dir Deine ganze

Rhetorik zu ersparen, alter Schwätzer, — — hättest Deputirter werden sollen, — jetzt ruhig! — ruhig und ernst mir antworten; was fehlt Marie?"

„Ich weiß nicht!"

„So, und was sagt sie, daß ihr fehle?"

„Sie sagt, — ihr fehle gar nichts!"

Napoleon lächelte.

Jetzt ist die Situation klar! — Wie so weißt Du, daß ihr etwas fehlt, — wie so bildest Du Dir es ein!"

„Weil es mir so scheint!"

„Hol' Dich der Teufel", rief der Kaiser mit einem gewissen Anfluge von Ungeduld, doch immer noch lachend.

„Ich müßte Dich jetzt fragen, wie so es Dir scheint, — aber ich sehe, auch auf diesem Wege komme ich nicht vorwärts; — also kurz und gut heraus damit, — was hast Du für Nachrichten? Hat sie Dir geschrieben?"

„Nein!"

Also wie weißt Du es denn! Zum Henker gieb mir eine Antwort!"

„Nun, weil es mir so schien, als ich sie sah."

„Du sahst sie?"

„Vor einer halben Stunde!"

„Hier in Paris?“

„Natürlich hier in Paris, Sire, — Sie fragen auch auf eine Art und Weise . . .“

„So“, sagte Napoleon und trat einen Schritt zurück — sie ist in Paris, — was will sie in Paris?

Kann's nicht sagen, Sire; aber ich bitte Eure Majestät, lassen wir den scherzhaften Ton einen Augenblick bei Seite! — Es giebt Sachen, die man nicht erklären kann, — und so etwas passirte mir mit Ihrer Nichte! — Ich sah und fühlte mehr, als ich sah, daß sie durch irgend etwas, das sich nicht definiren läßt, leidet. Sie sah nicht schlecht aus, — im Gegentheil, aber ihr Blick ist trübe und ihre Worte voll Traurigkeit. — Sie ist nach Paris gekommen, sagt sie, weil es ihr unmöglich sei, länger in London zu leben, — und erwartet jetzt, daß Eure Majestät über sie bestimmen, nur läßt sie den Kaiser durch mich ersuchen, sie für nichts zu bestimmen, das mit irgend einem öffentlichen Auftrag zusammenhängt.“

„Hm, hm“, sagte Napoleon. — Eine Pause folgte, während Thélin mit scharfem Blicke auf dem Gesichte des Kaisers zu erspähen suchte, was derselbe wohl darüber dachte.

„Ich muß sie sehen", sagte der Kaiser mit einem Male.

„Aber Eure Majestät werden doch nicht in ihr Hôtel fahren, . . zumal sie es vorgezogen hat eine stille Wohnung . . ."

„Nein, nein, . . nicht im Hôtel."

„Doch auch hier nicht in den Tuilerien", sagte Thélin wieder, „Eure Majestät entsinnen sich . . ."

„Ja, ja, ich entsinne mich, — es ist zwar keine Gefahr vorhanden, daß solche Scenen sich wiederholen aber es ist doch besser, an einem andern Orte."

„Halt", rief plötzlich Thélin, „ich habe eine Idee."

„Du hast wirklich eine Idee?!" meinte der Kaiser lachend.

„Ja, und der Zweifel Eurer Majestät wird bald besiegt werden, — geben Sie sich ein Rendezvous mit ihr und wissen Sie wo? . . . Das wird ihr ein Zeichen sein, daß der Kaiser ihr immer noch im höchsten Grade gewogen ist, und sie wird daraus Hoffnungen schöpfen, und dann auch selbst wenn die Verläumdung und das Geklatsch dahinter kommt, ist der Ort, den ich vorschlage, dermaßen gewählt, daß die giftigen Zungen sich nicht daran wagen würden."

„Sapristi" — sagte der Kaiser — „Du bist ein

großer Diplomat, wenn Du mir einen solchen Ort nennst."

„Nun wohl, . . . Ruel!"

Napoleon hob den Kopf.

„In der That!" sagte er — „Thélin, Thélin ich werde Dich noch zum Minister machen! — Ruel, das ist der richtige Ort, dort werde ich sie sehen und ihr neuen Muth zusprechen. Benachrichtige sie, daß ich morgen zu ihrer Verfügung stehe, — führe sie selbst hinaus, damit alles in Ordnung ist, wenn ich komme!"

Thélin verbeugte sich, und ging der Thüre zu. Er wollte dem Kaiser nicht zeigen, wie seine Augen vor Befriedigung leuchteten.

Drittes Kapitel.

Der Lauscher.

Die Kur, welche der alte Thélin mit einer Meisterschaft im Komödiespielen, deren ihn Niemand — und er selbst am wenigsten — für befähigt gehalten hätte, in Scene gesetzt hatte, gelang vollkommen! —

Die Comtesse Potocka überließ sich allen Anforderungen der Rolle, die sie spielen mußte und es kostete ihr keine zu große Mühe. Sie brauchte sich nur in die Zeit zurückzuversetzen, ehe Augustine von Berlin zu ihr gekommen war. — Damals war sie in demselben Geisteszustande, in welchem der Kaiser sich vor ihrer Ankunft in Ruel befand.

Napoleon gab sich zuerst Mühe, sie aufzuheitern; dann — um ihren Geist zu beschäftigen, machte er mit ihr allerlei Pläne, und endlich, als er sah, wie

ausgezeichnet ihr der Aufenthalt in Ruel gefiel, schlug er ihr resolut vor, da zu bleiben — und gab ihr sein Wort, sie so oft wie nur möglich zu besuchen. — In den ersten Wochen ihres Aufenthaltes daselbst geschah das nun täglich. — Der Kaiser, anstatt Stunden und wieder Stunden an seinem Arbeitstische zu verbringen, oder vor sich hin zu brüten, fuhr hinaus, verplauderte ein Stündchen mit seiner Nichte und kehrte dann, wie Thélin und auch Corvisart es bemerkten, als ein ganz anderer Mensch nach Paris zurück.

Führen wir den Leser eines Nachmittags mit uns in den kleinen Salon des Landhauses, welcher auf den Garten hinausgeht.

Der Kaiser ist soeben angekommen und diesmal nicht allein. — Dem mehrmals ausgesprochenen Wunsche der Gräfin folgend, hatte er Morny mitgebracht, dessen Nichte sie eigentlich auch war.

Wir sagten schon früher einmal, daß der Kaiser der Franzosen und der Präsident des gesetzgebenden Körpers eine frappante Aehnlichkeit gehabt haben, nur daß der Typus Morny's mehr dem französischen glich, wie der des Kaisers.

Als die beiden Brüder eintraten, kam ihnen die Comtesse mit einem holdseligen Lächeln entgegen, und wurde vom Kaiser umarmt und auf die Stirne geküßt.

Morny, der Lebemann par excellence, mußte sich wahrscheinlich seine Nichte, von deren Existenz er vielleicht gehört haben mochte, aber deren Gegenwart in Frankreich er erst seit einigen Stunden kannte, — Morny mußte sich wahrscheinlich eine ganz andere Vorstellung gemacht haben, denn als er dieses blühend schöne Weib ihm entgegenkommen sah, wich er fast einen Schritt zurück und heftete Blicke auf sie, die denen sehr wenig ähnelten, mit welchen man eine so nahe Verwandte zu empfangen pflegt. — Doch nur einen Augenblick dauerte dies, dann hatte er den ersten Eindruck besiegt und reichte ihr die Hand.

„Man ist oft reicher als man denkt, Madame", sagte er — wahrlich, daß ich halb und halb Mitbesitzer eines solches Schatzes sei, wie Sie, das hätte ich mir nie träumen lassen —" und dabei führte er mit Galanterie die Hand, die sie in die seine gelegt, an seine Lippen.

Seltsam! — Der Empfang des zweiten ihrer Oheime war entschieden freundlicher, galanter und zuvorkommender, wie der, als sie zum ersten Male zitternd und zagend dem unter die Augen trat, welchen sie bis dahin nur von einer Seite gekannt, die nichts weniger als vortheilhaft für ihn war; — wir meinen

von der öffentlichen Seite, wie man sie aus Journalen kennt.

Und doch, das Resultat war ein so gar verschiedenes gewesen! — Wie hatte sie sich augenblicklich zu dem Menschen, den Millionen haßten — mit glühendem Zorne haßten, — wie hatte sie sich zu ihm hingezogen gefühlt, — wie hatte sie ihm vertraut, — ihr ganzes Herz ausgeschüttet, — zu ihm gehofft und Alles von ihm erwartet und angenommen! — Wie anders war es mit Morny! — Mit einer gewissen Scheu mußte sie der Versuchung wiederstehen, einen Schritt zurück zu thun, um sich vor diesem Oheim zu schützen.

Doch das war nur der erste Eindruck; — sie führte die beiden Brüder zum Canapee, auf dem der Kaiser zuerst Platz nahm und sie einlud, sich neben ihn zu setzen. Morny warf sich mit Nonchalance in ein Fauteuil.

„Madame“, sagte er, „ich glaube, die Absichten des Kaisers aus wenigen Worten, die er mir unterwegs sagte, errathen zu haben; er hält dafür, daß die Einsamkeit Ihnen schädlich ist.“

„Es ist mein liebstes Gut“, erwiderte sie.

„Um das aber recht zu genießen —“ sagte der Graf — „muß man es von Zeit zu Zeit einbüßen.

So viel ich von Ihrer Geschichte weiß, kennen Sie die Welt — ich meine, die Welt und ihre Freuden gar wenig."

„O, Herr Graf", erwiderte sie schnell, „glauben Sie mir, daß ich auch gar nicht darnach trachte, sie kennen zu lernen! — Des Kaisers Gnade hat mir für einige Zeit dieses Asyl, nahe dem Grabe meiner Großmutter gewählt, und wenn ich mich je irgendwo recht glücklich, — so glücklich, wie es überhaupt mir möglich sein kann, — gefühlt habe, so ist es hier."

Morny warf einen Blick auf den Kaiser, der das junge Weib mit einer unendlichen Zärtlichkeit betrachtete.

„Der Kaiser wird Ihnen seinen Willen offenbaren", fuhr der Graf fort, „aber es dünkt mich doch, daß Sie Gelegenheit finden werden, dieses Kummers, der Ihr Leben vergällt, Herrin zu werden, indem Sie mit uns die Freuden des Lebens zu genießen suchen! — Zum Teufel, — man ist nicht umsonst die Nichte Napoleons, und — ich setze auch hinzu — die meine. — Es ist fast ein Majestätsverbrechen", fuhr er lächelnd fort, „wenn Einer, der uns so nahe steht, es nur wagt, unglücklich zu sein! — Kommen Sie mit mir, meine Frau wird Sie als ihre liebe Verwandte augenblicklich aufnehmen, Sie werden bald eine große, eine bedeutende

Rolle in Paris spielen, und vielleicht hat der Kaiser auch andere Pläne für Ihre Zukunft, die sich dann mit Leichtigkeit realisiren werden —"

Die Gräfin schüttelte leise den Kopf.

„Ich weiß nicht, was der Kaiser geruhen wird, mir zu befehlen —" sagte sie, „aber ich weiß, daß er, der so gnädig mit mir ist, mir nichts auftragen wird, was allen meinen Neigungen so ganz zuwider ist. — Ich danke Ihnen, — von ganzem Herzen danke ich Ihnen, mir in Ihrer Familie eine Familie gründen zu wollen, — aber das geht nicht! Ich habe mich verurtheilt zum Alleinleben, und die Buße, die ich mir auferlegt, — wahrlich, sie trifft mich nicht schwer! Ich habe so gar nichts für das gesellschaftliche Leben, ich würde wirklich nicht wissen, wie ich Ihre Güte belohnen könnte, — ich würde mich nicht glücklich fühlen, und das ist doch gewiß nicht Ihre Absicht."

Morny sah seine schöne Nichte mit einem seltsamen Kopfschütteln an.

„Nicht glücklich?" sagte er, — „hm, wissen Sie auch, daß Sie da ein Wort aussprechen, welches Ihnen Niemand in der ganzen civilisirten Welt glauben würde; — wissen Sie auch, daß Sie Unrecht haben — —, aber Unrecht in des Wortes weittragendster Bedeutung, so etwas zu erklären, wenn Sie das Gegentheil nicht

wenigstens versucht haben! Nur der Mensch hat das Recht, das zu sagen, was ich soeben von Ihnen gehört, der in seiner Jagd nach dem seltenen Gaste überall seine Luftschlösser hat zusammenbrechen sehen, — der überall auf dem Meere des Geschickes herumgeworfen — nirgend einen Hafen fand und der, wo sich ein solcher seinen Blicken endlich einmal darbot, noch am Eingange desselben — Schiffbruch erlitt."

„Sie mögen in dem, was Sie sagen, Recht haben", erwiderte die Comtesse nach einer kleinen Pause — „es paßt für Jedermann vielleicht — für mich paßt es nicht! Glauben Sie mir, es ist nicht jene Apathie, deren sich so viele Leute hingeben, die sich einbilden, mit dem Schicksale abgerechnet zu haben, und nichts mehr von ihm erwarten! — Ich erwarte noch viel von ihm, — noch viel, was mir Freude oder Unlust, Schmerz oder Leiden bereiten könne, aber das ist mir nicht persönlich! — Für Andere erwarte ich das Glück, um mich darüber zu freuen, — fürchte ich den Schmerz, weil derselbe in meiner Brust wiederhallt! — Sie sehen, Herr Graf, daß Ihre Freundlichkeit nicht auf einen undankbaren Boden fällt, aber, daß sie nur dazu dienen würde, mich . . . unglücklicher zu machen."

„Ich sagte es Dir ja", rief der Kaiser Morny zu, indem er eine Handbewegung machte, „Dir wird

es ebenso sehr mißlingen, sie zu bewegen, wie mir! — Darum quälen wir sie nicht länger, sie möge thun, was sie will und ihr Glück da suchen, wo sie will! — Gieb mir die Hand, Marie. — Morny behauptete, er würde Dich schon dazu zu bewegen wissen, Deine Einsamkeit aufzugeben und mit uns . . . wie er es nennt, das Leben zu genießen. — Ich sehe, er ist in seinem Unternehmen nicht glücklicher gewesen als wir Alle.

Sie drückte, ohne ein Wort zu erwidern, ihrem kaiserlichen Oheim die Hand. — Morny zuckte mit den Schultern.

„Gut", sagte er, — „also zurückgeschlagen — auf der ganzen Linie zurückgeschlagen! — Ich muß mich darein fügen, aber ich werde mich nicht ergeben. Gut, Marie, wenn Sie das Glück und die Freude nicht aufsuchen wollen, so werden beide zu Ihnen kommen."

Die Comtesse hob einen flehenden Blick zum Kaiser empor und ihre Stimme klang fast thränenvoll, als sie sagte:

„Ich weiß nicht, Sire, womit ich den Unwillen Eurer Majestät verdient habe, aber da Graf Morny diesen Vorsatz hat, wird wohl das ruhige Leben, welches für mich dem höchsten Gute auf Erden gleichkommt, jetzt aufhören und das Sire, — mögen Eure Majestät

mir es glauben, — gleicht für mich . . . ich kann, ich will nicht sagen . . welchem Unglücke!" — Und dabei war, wie gesagt, ihr Blick so flehend, ihre Lippen zitterten fast mit solcher Furcht, daß der Kaiser vor allen Dingen darauf denken mußte, sie zu beruhigen.

„Ich werde es nicht dulden, mein Kind", sagte er, „daß etwas gegen Deinen Willen geschieht. Wenn Du in Deinem Alleinsein das Glück findest, nun wohl, so will ich es Dir nicht rauben, und auch Morny nicht! — Ich hoffe, daß Du uns ausnehmen wirst und daß wir die Erlaubniß haben, zu kommen, wann es uns beliebt."

„O Sire", rief sie, „was ich gesagt, „bitte ich nicht buchstäblich zu nehmen, — ich bin bereit, in Allem meinen Willen dem Ihren stets zu unterwerfen."

Morny machte keine weiteren Bemerkungen und die Conversation rollte eine kurze Zeit lang in dem Tone fort, welcher dem Grafen gewöhnlich war; aber sowohl dem Kaiser wie der jungen Frau konnte man es recht gut ansehen, daß ihre gewöhnliche Unterhaltung, wenn keines Dritten Gegenwart dieselbe beherrschte, eine ganz andere sei; — und als nach einer kleinen Weile die Conversation sich auf das öffentliche Gebiet, auf die Ereignisse des Tages wandte und auch diese durchflogen waren, — als die Gräfin diese und

jene Episode aus ihrem Londoner Leben erzählt und der Graf Anekdoten aus dem Pariser zum Besten gegeben hatte, — da war die Quelle ihrer Causerien dermaßen erschöpft, daß sie minutenlang sich anschauten — keinen neuen Stoff fanden und endlich sich gezwungen glaubten, eine Promenade zu machen.

Wie ganz verschieden war diese Conversation von der gewöhnlichen so innigen und beide aufheiternden, wenn sie allein miteinander waren. — Da erschöpfte sich nie ein Thema, — da ward die Zeit dem Kaiser immer zu kurz, und sie, — wenn sie dann zu ihrer Freundin zurückkehrte sagte:

„Wiederum ein Tag in meinem Leben, der lange Jahre des Schmerzes und des Unglücks verlöscht.“

Jetzt, wie gesagt, war es anders. — Die scharfe Zunge, der sprudelnde Geist Morny's berührten sogar unangenehm die junge Frau, und als der Kaiser endlich das Zeichen zum Aufbruche gab, entrang sich ein Seufzer der Befriedigung ihrer Brust.

— — — — — — — — — — —

Die Comtesse ist mit ihrer Freundin allein. — Kein größerer Unterschied konnte sich dem Auge darbieten, wie der, welcher zwischen diesen beiden Frauen existirte. Augustine war in ihrem Aeußern nicht mehr jener Typus der Grisette, wie man sich vielleicht den=

ken wird. — Das lange Wohlleben, die Berührung mit den gebildeten Klassen der Gesellschaft, mit denen sie nun beinahe vier Jahre ununterbrochen verkehrte, hatten ihre Wirkung auf sie nicht verfehlt, — hatten Alles bei ihr abgerundet, jede Ecke abgeschliffen, und nur manchmal noch brach wie ein Blitz die Gaminerie der Pariserin bei ihr durch.

Ueberdies war sie auch schon siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt, und dies würde genügt haben, eine Veränderung in ihr zu motiviren. — Auch ihre Körperformen waren voller geworden, ihre Bewegungen langsamer, und eine gewisse Behäbigkeit — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — hatte die Stelle ihrer ehemals so stark accentuirten — so charakteristischen Bewegungen eingenommen.

Augustine war nicht schön, — die echte Pariserin ist es niemals — sie hatte sogar aufgehört, hübsch zu sein, denn das Gemessene in den Bewegungen war ihr nicht im Geringsten vortheilhaft — aber es war, als wenn ein sechster Sinn in sie gefahren, und dieser Sinn eine ganze Revolution hervorgebracht, so hätte man glauben können, daß sie jetzt eigentlich viel größere Leidenschaften hervorzurufen fähig sei, als ehedem, wo sie in ihren Liebschaften nicht im Geringsten wählerisch war.

. . . . Als die Gräfin eintrat, bedurfte es nur eines Blickes jener, um zu begreifen, daß etwas . . . nicht Angenehmes vorgefallen sei. — Mit einer gewissen angstvollen Spannung sah sie ihr ins Antlitz und wartete auf irgend eine Aeußerung. Doch die Gräfin sagte nichts, setzte sich ruhig zu ihr auf's Canapee, ergriff ihre Hand und schwieg.

Augustine ahmte ihr nach.

Nach einigen Minuten des Stillschweigens lehnte sie ihren Kopf an die Schulter jener, legte ihren Arm um ihre Taille, und länger als eine Viertelstunde saßen die beiden Frauen so da — ein wunderbares Bild von Gedankenfülle darstellend, — ohne ein Wort miteinander gesprochen zu haben. — Das Gesicht Augustinens, war eben deshalb, weil sie glaubte, daß etwas Bedeutungsvolles vorgefallen sei, das vielleicht auch sie berühre — voller Sorge, während das der Gräfin wie im Traume vor sich hinstarrte.

Letztere war es, die endlich das Stillschweigen unterbrach.

„Ich weiß nicht, ob ich mich täusche“ — sagte sie, „ich weiß überhaupt nicht, womit ich das motiviren kann, was mir im Kopfe tobt, aber es ist mir, als ob der heutige Besuch des Kaisers nicht ohne Folgen bleiben würde.“

„Und welcher Art glaubst Du, daß die Folgen sein werden?“ fragte Augustine.

„Ich weiß es wirklich nicht“, erwiderte jene, — — ich habe keine Idee davon, aber es ist mir, als wenn des Kaisers Bruder nicht der Mann sei, jene reine Zärtlichkeit zu verstehen, welche mich an meinen Oheim fesselt. — Aus seinen Worten klang es wie Spott! — Ja, ich weiß nicht, wie ich Dir das erklären soll, — aber es schien mir, als wenn —“ sie unterbrach sich.

Augustine erhob ihren Kopf von der Schulter der Gräfin und sah ihr mit einem schelmisch lächelnden Blick in's Gesicht.

„Du wirst aber auch nicht verlangen“ — sagte sie, „daß jeder, und besonders ein Mann, — ein Lebemann, so etwas begreift. Sieh' Dich im Spiegel, Marie; — Du bist die schönste Frau, die ich in meinem Leben gesehen habe, und der, welchen Du des Kaisers Bruder nennst, wird nicht begreifen können, daß eine solche Zärtlichkeit . . .“

„Schweig, schweig“, unterbrach die Gräfin lächelnd, indem sie leicht mit der Hand die Wange jener berührte, — „ich weiß es allein, wie ich den Kaiser liebe, und ich weiß auch, daß die Gefühle, die er für mich hegt, eben so reiner Natur sind . . .“

„Wie alt ist Napoleon?“ unterbrach Augustine,

die durch diese einzige Frage ihre ehemalige Grisetten-natur von neuem dokumentirte.

Die Gräfin schien gar nicht den Sinn dieser Frage zu begreifen.

„Vierundfünfzig Jahre“, antwortete sie, — „weißt Du denn das nicht?“

„Nun, dann mußt Du es dem Grafen verzeihen“, sagte Augustine. — „Aber begreifst Du denn nicht“ — fuhr sie fort, „wie begehrenswerth Du bist, — begreifst Du denn nicht, daß ein Mann in Deiner Nähe nicht ungestraft weilen kann? — Oh“, rief sie, „ich möchte eine Wette eingehen, und wäre sicher, sie auf jeden Fall zu gewinnen — — ein Mann, der Dich acht Tage jeden Tag mehrere Stunden sieht, — wird, muß bis zum Sterben in Dich verliebt werden — denn Du bist schön, Marie, oh, wenn Du wüßtest, wie schön Du bist!“

Das Gesicht der Gräfin wurde bei diesen Worten Augustinens mit einem Male wie mit Blut überschüt-tet! — Im ersten Augenblicke wollte sie diese Worte als Scherz aufnehmen, und ihre Finger waren schon bereit, der Freundin eine leise Züchtigung zu geben — aber mit einem Male mußte wohl ein Gedanke durch ihr Hirn gekreuzt sein, welcher sich diesem Vorhaben widersetzte, denn eben so schnell, wie sie gekommen, ent-

schwand die Gluth ihren Wangen, ihre Augen wurden größer, sie blickte Augustine starr an, und fast mit entsetzter Stimme stotterte sie:

„Wenn Du wahr redetest, Thörin . . . das wäre ja entsetzlich . . . .“

Augustine zuckte leise mit den Achseln.

„Ich nehme hunderttausend Frauen, die frei in der Welt dastehen“ — sagte sie — „und ich möchte sehen, ob eine einzige diese Miene, wie Du, annähme, wenn man ihr die Möglichkeit auseinandersetzt, daß der mächtigste Mann der ganzen Welt in sie verliebt wäre.“

„Unsinn“, rief plötzlich die Gräfin — „Unsinn, das ist nicht das, was ich meine, — ganz etwas Anderes — nicht das . . .“

„Oder vielmehr nicht . . . der?“ fragte Augustine lächelnd.

„Ich weiß, daß der Kaiser für mich die Zärtlichkeit eines Vaters fühlt, — eines liebenden Vaters, aber kein Atom mehr, — nichts von einem anderen Gefühl! — O das weiß ich, sei überzeugt davon und auch meinerseits, — das brauche ich Dir nicht erst zu versichern — ist es ebenso. Nein, das ist es nicht, . . . nicht das, was mir bei Deinen Worten durch den Geist fuhr . . .“

„So, so“, meinte die andere — „immer noch kenne ich noch nicht alle Herzensangelegenheiten der Frau Gräfin — und Sie denken wahrscheinlich an einen andern, nicht wahr?“

Die Comtesse war im Begriff, ihr zu antworten, doch plötzlich erweiterten sich ihre Augen fast geisterhaft, — sie blickte ihr eine halbe Minute lang starr ins Gesicht, — — dann zwang sie sich zu einem Ausdruck, der ihr fremd war — dem des Spottes und sagte nicht ohne Verlegenheit:

„Mein lieber Beichtvater, — Sie sind noch zu jung, um derlei Angelegenheiten zu verstehen.“

Wiederum gab sie ihr einen kleinen Schlag auf ihre Wange, entwand sich ihren Armen und stand auf... Man hätte deutlich bemerken können, wenn man sich die Mühe gegeben hätte, die Bewegungen der Gräfin zu beobachten, daß mit einem Male eine eigenthümliche Géne über sie gekommen war. — Es war, als wenn sie den Blick Augustinens zu vermeiden suchte, — als wenn sie, Gott weiß was, darum geben würde, um in der Unterhaltung eine andere Wendung hervorzubringen.

Mit einer Zungengeläufigkeit, die ihr sonst ganz und gar fremd war, begann sie über die verschiedensten Angelegenheiten zu sprechen, malte Augustine das Bild

des Grafen Morny aus, — erzählte ihr Alles, was sie von dessen Vergangenheit an Anekdoten wußte, — sprach von einigen häuslichen Angelegenheiten, . . . mit einem Worte, versuchte alles Mögliche, um aus dem Gedankengange, welchen jene eingeschlagen, herauszukommen.

Unsere Leser werden die Motive, welche die Gräfin dabei leiteten, wahrscheinlich augenblicklich begriffen haben. — Die Worte Augustinens hatten mit einem Male einen Schleier von ihrem Geiste gerissen, — sie entsann sich urplötzlich, daß es einen Mann gab, der Monate lang in ihrer immediaten Umgebung gelebt hatte, der, obgleich er sie stets mit einer fast scheuen Zurückhaltung behandelt, doch manchmal in seinem Benehmen ihr gar seltsam erschienen war.

Jetzt mit einem Male begann sie zu ahnen, wo das Motiv aller jener Seltsamkeiten lag, und die, welche ihr den Schleier von den Augen riß, ohne es zu wissen, was sie that, sie zuerst darauf aufmerksam gemacht, . . . das war jenes Mädchen, welches mit so treuer, so unveränderlicher Liebe an jenem Manne hing, — das war jenes eigenthümliche Wesen, das auch für sie ja jenes fremdartige Gefühl hegte, welches mehr wie Freundschaft war, und der Liebe auf ein Haar ähnelte.

Es durchrieselte die Gräfin kalt, indem sie dachte, daß sie, — — gerade sie — dazu bestimmt war, jenem Herzen, das ihr in so treuer Liebe schlug, eine tödtliche Wunde beizubringen.

Und doch, je mehr sie darüber nachdachte, — — und ihr Gedankengang schweifte in den wenigen Minuten über den ganzen Horizont der Vergangenheit — . . jene mußte Recht haben, . . . jene hatte die Wahrheit ihr enthüllt, ohne zu wissen, was sie that!

Die Gräfin suchte irgend einen Vorwand, um allein zu sein. — Sie mußte ihre Gedanken sammeln, sie mußte vor allen Dingen mit ihrem eigenen Geiste in's Reine kommen, da, wie sie es glaubte, ihr Herz hier gar nicht im Spiele war.

Lange Stunden saß sie in ihrem Boudoir und starrte unbeweglich vor sich hin! — Und als sie sich endlich erhob, da war sie um kein Atom weiter in der quälenden Gedankenzergliederung!

— — — — — — — — — — —

In der Nacht dieses Tages legten zwei Männer den Weg, der abseits der kaiserlichen Chaussee von Paris nach Pontoise führte, zu Fuß zurück. Dieser Weg ist eigentlich einer der interessantesten der Umgebung von Paris. Er zieht von St. Denis von Dorf zu Dorf, auf sogenannten Landwegen, oft längs der

Gartenmauer schöner Villen oder Hecken von Parkanlagen hin, — dann wieder durch kleine Gehölze, frei durch die Felder, und wenn noch dazu der Mond einigermaßen die Gegend beleuchtet, so ist in einer Sommernacht ein solcher Spaziergang entschieden einer der angenehmsten, die man sich nur vorstellen kann.

Es schien zwar kein Spaziergang in des Wortes buchstäblicher Bedeutung zu sein, den diese beiden Männer unternommen, denn gewöhnlich, wenn man sich der Lust der Bewegung hingiebt, schaut man sich nicht von Minute zu Minute scheu um — prüft nicht vorher die ganze Gegend, wenn man in einen neuen Weg einbiegt, — bleibt nicht von Zeit zu Zeit stehen und horcht nach allen Seiten, — und endlich, wenn man durch ein Dorf kommt, drückt man sich nicht, in den Schatten der Häuser, oder sucht Hinterwege, um unbemerkt auf das jenseitige Ende zu kommen.

Und wiederum würde der Schluß des Lesers, der aus diesen Winkelzügen vielleicht auf Missethäter oder Verfolgte hinzielt, ein falscher sein. Denn wenn man zu einer dieser beiden Kategorien gehört, hat man nicht einen so eleganten Anstrich, wie diese Beiden, dann raucht man nicht auf der gewöhnlichen Landstraße duftende Panatellas, dann trägt man nicht Glacéehandschuhe und dünne Spazierstöckchen und endlich unter-

hält man sich dann nicht in den Zwischenräumen, wo die Vorsicht eingeschlummert zu sein scheint, von Dingen der hohen Politik, der Literatur oder gar mit Anekdoten, die nur ihren Ursprung in den Salons der feinsten Gesellschaft genommen haben können und auch nur für solche bestimmt sind.

In Siestois, dem kleinsten vielleicht der vielen Dörfer, die Paris umgeben, schienen die beiden Fußgänger etwas ermüdet.

Nachdem sie einige Augenblicke mit einander conferirt, bogen sie links von der Straße ab und — die Gegend mußte einem derselben sehr bekannt sein, denn ohne Zaudern führte er den andern längs einer Gartenmauer bis zu einer Nische, wo eine Bank stand. Beide setzten sich.

„Hier", sagte der, welcher den Führer gespielt hatte, „sind wir ganz unbehelligt zum Ruhen. Wenn Jemand auf fünf Schritte bei uns vorbeigeht, wird es ihm kaum möglich sein, uns zu bemerken."

„Gut", sagte der andere, „ich freue mich, daß wir einige Augenblicke der Ruhe uns gönnen können. Ich bin nicht mehr an die langen Touren gewöhnt, und wenn wir noch weit entfernt sind, so muß man mit den Kräften sparsam umgehen."

„Sie haben Recht!“ erwiderte der erste und zündete eine neue Cigarre an.

Einige Augenblicke lang erfüllten die beiden Männer ihr Programm, das heißt, sie ruhten sich wirklich nur aus, dann begann der eine:

„Unser Vorhaben, Herr Graf, wird nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen. Ich kenne das; wir werden vor allen Dingen mit einem unendlichen Mißtrauen betrachtet werden, zumal wir gar keinen Plan haben, wie wir es eigentlich angreifen wollen.“

„Deshalb“, erwiderte der andere, „haben Sie Unrecht, schon von Schwierigkeiten, von Mißtrauen zu sprechen. Da wir noch gar keinen Plan haben, ist es sehr leicht möglich, daß wir gezwungen sind, einen solchen zu entwerfen, der die Schwierigkeiten umgeht, das Mißtrauen entkräften wird.“

„Wenn man jedoch die Logik als Basis nimmt“, meinte jener.

„Logik, Logik — lassen Sie das Wort bei Unternehmungen, wie das unsere ist, außer Spiel! — Da ist die Logik die Feindin des Erfolges! — Das Abenteuerliche muß der Inspiration des Augenblickes gehorchen — nur diese Minute gibt der folgenden einen Werth und eine Bestimmung! — Ich kenne das, ich kenne das.“

„Ich glaube Ihnen, Herr Graf", erwiderte der zweite. „Es ist seltsam, wie sehr Sie sich verändert haben, seit jener Zeit, wo wir täglich mit einander verkehrten."

„Das Leben macht seine Rechte an uns geltend, — — ein Leben, wie das meine, in welchem die Emotion des einen Tages nur die des vorhergehenden ersetzt, und der des folgenden voran geht — ein solches Leben zehrt mehr wie alle Eure Petits soupers, — wie all' Eure Duelle und Abenteuer, welche Ihr in dem gebenedeiten Paris habt."

„Und Sie haben es die langen Jahre in Amerika aushalten können! — Ich begreife das nicht, — ich stelle mir vor, daß, wenn man einmal in Paris gelebt hat, es ganz unmöglich ist, jahrelang dort drüben Raum für seine Vergnügungen und Leidenschaften zu finden."

„Amerika ist groß, Theuerster, — und dann, meine Vermögensverhältnisse waren so halb und halb derangirt. — Ich muß eingestehen, daß, als ich nach Paris kam, sie schon arge Breschen hatten. Es ward Zeit zuzusehen, ob nicht drüben diese Bresche neu ausgefüllt werden könnte."

„Und gelang es Ihnen?" fragte der andere mit einem Klange in der Stimme, welcher gar eigenthümliche Voraussetzungen aufkommen ließ.

„Ja und nein", erwiderte der Graf — „es ist auf keinen Fall schlimmer geworden, als es ehedem war, und wenn ich offen sein wollte, — nur ein wenig Optimist, würde ich Ihnen sagen, daß eine nicht unbedeutende Besserung eingetreten ist! — Doch vieles hängt ja auch von dem Unternehmen ab, welches wir vorhaben.

„Und glauben Sie, Herr Graf, daß meine Hilfe Ihnen hierbei von irgend einem Werthe sein kann?"

„Versteht sich, versteht sich. — Und wie ist es Ihnen ergangen, während der langen Zeit, wo ich Sie nicht sah?"

„Bah", meinte jener, indem er mit den Achseln zuckte, — „wie ergeht es uns! Das Leben hier war für uns Chevaliers de fortune heute, wie es vor hundert Jahren war, — wie es in hundert Jahren sein wird. — Wie die Jäger in der Prairie ziehen wir am Morgen früh aus, ohne zu wissen, nach welcher Richtung uns der Wind führt, — welches die Jagd eigentlich sein wird, die wir unternehmen. — Aber wenn es auch schlechte Jagden gibt auf der großen Fährte der Boulevards, so hat man am Ende des Jahres doch wieder einmal zwölf Monate gelebt und hat sich von diesen zwölf wenigstens acht recht gut amusirt!"

„Ja, aber das Ende!" meinte der Andere.

„Das Ende, das Ende, da fragen Sie mich zu viel, Herr Graf. — An so etwas darf unser Einer nicht denken, und an so etwas habe ich auch noch nicht gedacht!"

Eine Pause folgte.

„Arbeiten Sie noch immer bei derselben Zeitung, — ich meine dem Univers?"

„Ja" — beim Univers und im Siecle!"

„Seltsame Zusammenstellung!"

„Was wollen Sie? — Man hat auch dafür einen Namen gefunden! — Es gibt viele meiner Collegen, die solche Zwitterstellungen haben. Ich bewerbe mich seit drei Monaten schon, um zu dem Journal des Debats zu kommen. — Dann vertrete ich die ganze Opposition, — — bin Katholik und Legitimist hier, Republikaner dort, und endlich Orleanist!"

„Das bezeugt, daß Sie viel Talent haben, mein Lieber" sagte der Graf.

„Ja, schade" meinte jener, — „mit dem Talente, das ich Ihnen nicht abstreiten will, könnte ich ganz gut Präfekt oder Gesandter sein, oder noch mehr..."

„Bei der nächsten Revolution werden Sie es vielleicht sein!"

„Wollen Sie mir diese Hoffnung escomptiren?"

fragte jener mit einem kurzen, heiseren Lachen — „und übrigens das, was ich thue“ fuhr er fort — „kann mir in meiner zukünftigen Carriere gar nicht schaden. — Ich behaupte ganz einfach, daß ich die Opposition von allen Seiten gegen das mir verhaßte Regime des Kaiserreiches gemacht habe. Sollte ich mich einmal meinen Wählern vorstellen, — — ha ha ha! . . . ich muß bei dem Gedanken schon lachen, — dann werde ich den guten Leuten schon zu beweisen wissen, daß ich eigentlich der wahre Typus des charakterfesten Volksmannes bin, der nur einen Zweck im Auge hat, und aller Mittel sich bedient, um diesen Zweck zu erreichen.“

„Ma foi, es ist ganz gut möglich, daß man Ihnen das glaubt! — Es gibt nichts Gläubigeres, als diese skeptischen Pariser Bourgeois, die sich die Söhne Voltaire's nennen! — Der Bauer in der Bretagne ist viel mißtrauischer, — ihm ist viel schwerer etwas vorzumachen, wie diesen Parisern, die behaupten, daß sie den Mittelpunkt der Civilisation bilden! — Aber allons, ich bin so halb und halb ausgeruht, — wenn es Ihnen ebenso geht, lieber Freund, dann wollen wir unseren Weg fortsetzen! Ich glaube, wir sind nicht mehr sehr weit vom Ziele entfernt, und vor allen Dingen müssen wir unseren Schlachtplan auf dem Schlachtfelde selbst machen.“

Der Andere reckte sich noch ein wenig, stand dann gleichfalls auf und beide begannen wie ehedem vorwärts zu gehen.

Es war eine wunderschöne Nacht, — lau und balsamisch, und hätte wohl einen jeden, der nicht gerade in den Armen des Schlummers befangen gewesen, verleitet, hinauszugehen. — Und so geschah es, daß, obgleich spät, die beiden Wanderer auf der Straße mehr Leute trafen, als sie es vielleicht vorausgesetzt hatten, und als ihnen auch lieb zu sein schien. Doch jedesmal bei einer solchen Begegnung wußten sie eine so nonchalante Miene anzunehmen, — dermaßen durch langsames Gehen, öfteres Stehenbleiben und lautes Sprechen von den gleichgiltigsten Dingen, den Leuten die Ueberzeugung beizubringen, daß sie vielleicht Spaziergänger wären, die aus dem nächsten Schlosse kämen, oder soeben den Park einer der vielen Villen verlassen hätten, daß nicht der geringste Argwohn selbst bei einigen Feldhütern und Nachtwächtern, denen sie auf der Straße begegneten, aufkam.

Es war gegen drei Uhr morgens, als sie in Ruel einmarschirten. — Vorher jedoch hatten sie noch einmal etwas abseits der Landstraße Rast gemacht und sich mit leiser Stimme mit einander berathen; — — dann hatten sie sich getrennt. Der Mitarbeiter des

Siecle und des Univers war resolut in das Dorf hineingegangen, und da der Morgen bereits dämmerte, und auch in einigen Bauernhöfen anfing, sich Leben zu zeigen, so ward es ihm leicht, irgendwo einzutreten und unter dem Vorwande eines Morgenspazierganges von einer Dienerin ein Glas Milch zu erhalten, zumal er tüchtig mit den Silberstücken in seiner Westentasche klapperte.

Der Graf hatte während dessen gleichfalls die große Straße des Dorfes betreten und war, nachdem er links abgebogen, geradezu auf die Villa des Kaisers geschritten.

Scheinbar, ohne sich im Geringsten um das Besitzthum Napoleons III. zu kümmern, umschritt der Graf den von einem eisernen Gitter umschlossenen Park und sah sich plötzlich vor dem großen Eingange.

Alles war hier ruhig — kein Laut ließ sich vernehmen! Die Fenster waren hermetisch verschlossen, und in der ganzen Villa schien kein lebendes Wesen sich zu befinden.

Er sah sich alles das recht genau an, — blickte hier, wo er sich entschieden unbemerkt glaubte, auch durch die eisernen Stäbe des Gitters, um den hinteren Theil der Villa zu erspähen, und als er endlich nach einer halben Stunde alles gemustert hatte, verfolgte er

seinen Weg von der anderen Seite des Besitzthums. — Hier hatte er eine Aventure, die für das Gelingen seines mysteriösen Unternehmens von hoher Bedeutung war. — Dieser hintere Theil des Parkes grenzte an eine Art von Hohlweg, der jenseits des Dorfes von neuem in die Landstraße mündet. Von beiden Seiten desselben, sind die Aeste der Bäume dermaßen nahe aneinander, daß sie eine Art von Laubdach bilden. Einige Stämme ragen sogar so aus dem Parke hervor, daß der schmale Fußweg von ihnen theilweise eingenommen wird.

Soeben war der Graf an einen solchen Stamm einer vielleicht hundertjährigen Eiche getreten, als auf der andern Seite desselben ein gewisses leises Gekreische ihm zeigte, daß dort eine seinen Blicken verborgene Thüre mit vieler Behutsamkeit geöffnet wurde. — Er konnte nichts sehen, denn wie gesagt, der dicke Stamm verbarg ihm, was jenseits desselben passirte, — aber ebenso sicher konnte er deshalb auch sein, von der Person oder von den Personen, die dort waren, nicht gesehen zu werden. — Er drückte sich, so nahe er konnte, an den Stamm und wartete athemlos der Dinge, die da kommen würden. — Fast augenblicklich nachher hörte er Schritte in dem Hohlwege, die sich entfernten, und welche nach ihrer Schwere zu urtheilen die eines Mannes zu sein schienen.

Noch einige kurze Augenblicke wartete er, dann wagte er sich vor, — bemerkte zuerst, daß jener seinen Blicken entschwunden war, und sah nun, indem er die Eiche umging, daß hier eine kleine Gitterpforte existire und daß dieselbe . . . offen gelassen sei.

Der Graf zauderte nur einen Augenblick, dann warf er noch einen prüfenden Blick nach rechts und links — den Hohlweg entlang und mit einem Male einen resoluten Entschluß fassend, und dem Unerwarteten sich ganz und gar hingebend, stieß er mit dem Fuße leise die Thüre auf, und eine halbe Minute später befand er sich in dem Park der kaiserlichen Besitzung von Ruel.

Was nun thun? Ein schmaler Weg führte längs des Gitters dem Schlosse zu; — doch augenblicklich begriff er, daß dieser Weg nicht ohne Gefahr sei, denn wenn Jemand außerhalb desselben in dem Hohlweg war, so konnte er leicht von ihm gesehen werden.

Und deshalb schien es ihm vorsichtiger, wenn er resolut in den Park eintrete und auf gut Glück hin vorwärts schreite. — So that er auch! — Einige Minuten später befand sich der Graf, der bei solchen Dingen kein Neuling zu sein schien, bereits in einem dicht verdeckten Laubgange, der direkt auf das Schloß hinführte, und noch einige Augenblicke später stand er am Fuße desselben still.

Jetzt begann seine Lage ihm ernst zu erscheinen. Was er in tollkühner Unternehmungslust seit einigen Augenblicken gewagt, mußte jetzt zu einem Resultate kommen, — welches dasselbe auch immer sein mochte!

Was sollte er nun weiter thun?

Er mußte diese Frage durch eine That beantworten. — Es war ganz unmöglich, dieselbe zu umgehen.

Aber noch ehe er einen Entschluß zu fassen fähig gewesen war, kam der Zufall, oder vielmehr das, was man gewöhnlich so zu nennen pflegt, ihm zu Hilfe. — Fast gerade über seinem Haupte öffnete sich mit einem Male klirrend ein Fenster, und als er einen erschreckten Blick hinaufwarf, indem er fürchtete, jetzt verrathen zu sein, bemerkte er zu seiner nicht geringen Freude, daß er sich gerade unter einem Balkon befand, und daß, wenn er sich gegen die Mauer drücke, es denen, die sich oben befänden, ganz unmöglich wäre, ihn zu sehen.

Selbstverständlich hatte er dieses Schutzmanöver in einer Sekunde ausgeführt, und während er sich an das Haus drängte — als wenn er sich in die Mauer hinein zwängen wollte, und die Hände auf seine Brust legte, als wenn es nothwendig wäre, die verdoppelten Schläge seines Herzens zurückzuhalten — sah er mit einem Male eine weibliche Gestalt im weißen Peignoir, welche sich über das Geländer des Balkons lehnte.

Aber noch war er nicht zur Besinnung über diese Erscheinung gekommen, als bereits eine zweite neben jener sich zeigte, und es dem Grafen gegeben war, die Spitzen von Pantoffeln, in denen nackte Füße sich zeigten, durch die Stangen des Balkons hervorragen zu sehen.

An dem Geräusch der Kleider begriff er auch, daß die beiden Frauen sich ganz nahe waren. Er fühlte, daß sie sprechen würden und durch dieses Gelingen seines Unternehmens war er mit einem Male mehr bestürzt, als wenn die Gefahr des Mißlingens sich ihm deutlich gezeigt hätte. — Einen Augenblick lang war er wie betäubt, doch wir wiederholen es — er schien ein Mann zu sein, der solche Emotionen seit langem gewohnt war, — — nur einen Augenblick dauerte es; dann beugte er den Kopf soviel wie möglich nach vorn, um keinen Laut von dem zu verlieren, was, wie er ganz richtig voraussetzte, jene beiden sich sagen würden.

. . . . . „Ist es nicht besser", sagte Augustine, „die frische Morgenluft in die Brust dringen zu lassen, als sich schlaflos stundenlang einem Gedanken hinzugeben, der eben dadurch trüb und immer trüber wird?"

„Du hast Recht", erwiderte die Gräfin, „ich danke Dir für Deinen Rath, — der Morgen ist herrlich! — Wie neues Leben dringt es in die Brust."

Nun folgte eine Pause.

„Gute Marie", sagte dann Augustine, — „ich liebe Dich so herzinniglich, daß es mir fast gelingt, von einem jeden Deiner Gedanken ein Echo in meiner Brust zu fühlen. — Es ist seit gestern etwas mit Dir vorgegangen, Du verbirgst es mir unnützer Weise! — Wie willst Du, daß ich glaube, daß die Unterhaltung mit Deinem anderen Oheim Dich peinlich berührt hat? — Der Charakter des Grafen ist ja allgemein bekannt, — sogar Bücher habe ich darüber gelesen und bewundere, wie richtig er dort gezeichnet ist, denn gerade das, was Du mir gesagt hast, stimmt ja treffend mit dem überein, was ich las; — also wie ist es möglich, daß das Dich so afficirt hat!"

„Ich weiß nicht, Theure", — erwiderte die Gräfin, — „aber ein ungewisses, seltsames Gefühl schnürt mir seit dem Augenblick, wo ich wieder allein mit Dir war, die Brust zusammen. — Es ist wie eine entfernte dumpfe Ahnung eines Unglückes, welches für mich am Horizonte heraufzieht."

„Närrin" rief Augustine, indem sie ihren Arm um die Taille der Gräfin legte und sie an sich drückte, — „Unglück!" Aber doch", sagte sie mit einem Male, und wiederum leuchtete es aus ihren Augen — wiederum war die Grisette erwacht — „ich will Dir die

Wahrheit sagen. Es ist für mich fast eine Freude, wenn ich daran denke, daß, wenn irgend einer der vielen Zufälle Deines Lebens jetzt sich erneut, Du nicht mehr allein bist, um ihnen zu widerstehen, — daß ich bei Dir bin, mit Dir ringen, mit Dir Alles tragen kann, — Dich schützen, — Dich vertheidigen, — — vielleicht für Dich zu Grunde gehen! . . . Ach Marie, das wäre ein Glück für mich, das ich kaum zu fassen fähig bin!" — Und dabei legte sie, die schon wieder schwermüthig geworden war, und deren Stimme wehmüthig wie eine Lyra klang — dabei legte sie ihr Gesicht an die Brust der Freundin, schaute zu ihr empor und die Augen voll Thränen, fragte das seltsame Wesen:

„Liebst Du mich, Marie?" —

Die Gräfin strich ihr das Haar von der Stirne, und ohne Erwiderung küßte sie sie mit einem Feuer und einer Innigkeit, welche die letzten Zweifel wahrscheinlich bei Augustine beseitigten, denn sie warf den Kopf mit einem Male zurück und sagte: „Ich bin doch ein herzlich dummes Geschöpf, — überhaupt solche Fragen an Dich zu richten, nach alle dem, nach alle dem . . . ." und dabei sah sie ihr schelmisch in die Augen und fing an zu lachen! — Eine Pause trat ein.

Der Graf stand immer noch in gebückter Stellung

und zwang sein Ohr, jeden Laut in sich aufzunehmen. Was er bisher gehört, schien ihm so unwesentlich, daß bereits in seinem Geiste die Frage dämmerte, ob dieser Erfolg, den er durch Zufall errungen, sich überhaupt der Mühe lohnte.

„Fühlst Du Dich denn glücklich?“ sagte die Gräfin mit einem Male, ihren Kopf schnell der Freundin zuwendend. — „Ich wundere mich wirklich, daß der Freund, den Du so lange betrauert hast, und der Dich jetzt, man möchte sagen, zu vergessen scheint, — der nichts, gar nichts von sich hören läßt, — — daß Du sein Stillschweigen nie erwähnst.“

„Schweig davon“, erwiderte Augustine, — „ich habe gelitten . . . wahrlich wie wenige Frauen leiden können, ehe ich zu dem Bewußtsein gekommen bin, daß es so ist — wie es sein muß — daß es nicht anders sein kann! — Ich habe verzweifelte Kämpfe mit mir selbst durchgemacht, . . . oh, wenn Du wüßtest, was das heißt, das schönste Luftschloß Stein für Stein in sich selbst zerfallen zu sehen, — sein eigenes Herz Tropfen für Tropfen sich verbluten zu fühlen, oh, wenn Du wüßtest, Marie . . . ah, Du hattest Unrecht, mir heute davon zu sprechen, — ich fühlte mich glücklich! . . . . diese schöne Luft, — Deine Nähe, oh, Du hattest Unrecht, mir von Oberdorff zu sprechen.“

Der Mann unter dem Balkon zuckte zusammen, — all sein Kleinmuth von vorhin war verschwunden — seine Augen leuchteten, er begriff, daß er dennoch dem Zufall danken müsse, der ihn hierhergeführt! Der Name, den er gehört, genügte, um in ihm eine ganze Revolution hervorzubringen.

„Oberdorff", murmelte er leise vor sich hin, — „also ist es doch Alles so . . wie man mir gesagt hat!"

„Du bist ein böses Mädchen", meinte die Gräfin nach einigen Augenblicken — „bist auf dem besten Wege, mir das reizende Luftschloß, das ich mir heute Morgen gebildet, zu zerstören, — aber ich werde Dich daran verhindern!"

„Was meinst Du?"

„O, ich habe mir das so schön ausgemalt. Oberdorff ist dem Kaiser ergeben, — ganz ergeben; ein Wort des Kaisers genügt, ihn dahin zu bringen, daß er selbst seine eigenen Meinungen aufgibt, — — wie viel eher, wenn der Kaiser ihn dazu anhält, seinen eigenen Neigungen zu folgen!"

„Ich verstehe nicht , . . was Du meinst!"

„Laß mich machen", sagte die Gräfin, indem sie sie liebkoste. „Ich weiß, wie er Dich liebt, — weiß, wie Du ihn liebst, — das nächste Mal, wenn ich den Kaiser sehe, verrathe ich Euch beide."

„Marie . . um Gotteswillen!“

„Ja“, sagte die Gräfin mit schelmischer Miene, „Ihr habt Unrecht gehabt, mich in Euer Geheimniß einzuweihen, — Ihr seht, ich bin eine schlechte Vertraute, — Napoleon wird Alles erfahren und dann . . . “

„Dann?“ sagte Augustine.

„Dann lade ich mich bei der Frau Doctor im nächsten Jahre zu . . . “

Sie vollendete den Satz, indem sie ihre Lippen an das Ohr Augustinens beugte.

Diese schlug zuerst ein Gelächter auf, — dann, als sie sah, daß die Gräfin ein ganz ernstes Gesicht diesen heiteren Worten folgen ließ, und als in ihr die Ahnung aufdämmerte, daß es vielleicht nicht ein leeres Geplauder wäre, daß . . . . da wurde sie mit einem Male wie mit Blut übergossen, — ihre glänzenden Augen wurden starr und sie sah die Freundin mit einem Ausdruck an, den wohl Niemand je bei ihr gesehen haben mochte.

„Mich heirathen“, stotterte sie, — „er . . . mich . . . heirathen . . . daran, bei Gott . . habe ich in meinem Leben noch nicht gedacht . . . und — ich habe . . . doch schon so manches gedacht . . “

Dann nach einer Pause hörte der Graf die Worte stammeln:

„Du hast Unrecht gehabt, Marie, mir solche Gedanken . . . . solche unmögliche Gedanken mir in den Kopf zu setzen. Ich weiß wohl, daß es mir gelingen wird, sie wieder hinauszutreiben, aber ich werde doch thöricht genug sein, um dabei zu leiden; — ich bin Dir böse, Marie, Du hättest das nicht thun sollen."

Und nun hörte der Graf das Geräusch eines Kusses, mit welchem wahrscheinlich die Gräfin die Freundin beruhigen wollte, — und nach einem leisen, einige Minuten lang währenden Geflüster zogen sich beide wieder von dem Balkon zurück.

Einige Augenblicke stand jetzt der Graf rathlos da; aber am Ausdrucke seines Gesichtes und an dem plötzlichen nervösen Zucken, das durch seinen ganzen Körper fuhr, hätte man wohl sehen können, daß er nicht der Mann war, eine Partie, welche ihm so viele Chancen bis jetzt dargeboten hatte, ohne Resultat aufzugeben.

Leise trat er hervor, maß den Balkon mit den Blicken, griff in die Tasche, aus der er ein Papier hervorholte, das er gleich darauf fortwarf, nachdem er es seines Inhaltes entledigt hatte, dann legte er seinen Hut auf den Boden und mit kräftiger Hand packte er

den Zweig eines Baumes, der beinahe bis zu dem eisernen Arme reichte, welcher den Balkon trug.

Er war ein ausgezeichneter Turner, denn in weniger als einer halben Minute hatte er schon die äußerste Spitze des Astes erreicht; jetzt ließ er den Arm fahren, gab sich eine kleine Schwingung und erfaßte das besagte Eisen, — der andere Arm folgte diesem, . . dann legte er die Hand an die Eisenstäbe des Balkons, zog sich hinauf, überkletterte mit großer Behendigkeit den Sims und . . . . höchstens konnte eine Minute verflossen sein, seit er den Boden verlassen, als er hingestreckt auf dem Balkon lag, sich bis zur Thüre hinschob und dann den Gegenstand, welchen er aus dem Papier gezogen, und der nichts Anderes als Wachs zu sein schien — gegen das Schloß drückte.

Diese Operation mußte sehr leicht sein, denn sie dauerte nur eine sehr kurze Spanne Zeit. — Er befeuchtete den Abdruck mit Speichel — hüllte ihn in ein Tuch ein und war im Begriffe, sich wieder bis zum Sims des Balkons vorzuschieben, um sich von dort in den Garten hinunter zu lassen, konnte aber nicht umhin, einen neugierigen Blick durch die Scheibe in das Zimmer zu werfen.

Er lief weniger Gefahr dabei, da er auf den Knieen war und die im Zimmer Befindlichen wenig

mehr als seine Stirne hätten sehen können, wenn es ihnen eingefallen wäre, ihre Blicke dahin zu fixiren.

Was er da sah, wissen wir nicht, — aber es muß ein seltsam erregendes Schauspiel gewesen sein, denn der blasse Mann, dessen Leben in diesem Augenblicke doch auf dem Spiele stand, wurde mit einem Male feuerroth, — und sein Auge nahm den Ausdruck an, der dem eines wilden Thieres glich!

Doch nach einer kurzen Weile ward er wieder Herr seiner selbst! — In einem Augenblicke war er über den Balkon-Sims hinunter und ohne sich die Mühe diesmal zu geben, längs des Baumastes hinunter zu klettern, ließ er sich ganz einfach von dem eisernen Arm hinabfallen. — Dann eilte er den Weg, den er gekommen, behutsam zurück — öffnete und lehnte die Thür eben so an, wie sie damals war, als er eingetreten, — nahm von dem Schlosse derselben auch einen Wachsabdruck und — — wenige Augenblicke später — vielleicht eine halbe Stunde oder noch kürzere Zeit, nachdem er den Garten betreten, konnte man ihn ruhig durch den Hohlweg gehen sehen — —, wie ein Spaziergänger, dem weder darum zu thun war, schneller noch langsamer vorwärts zu kommen — der einfach der seltenen Caprice fröhnte, um 4 Uhr morgens eine Promenade zu machen.

Ende des ersten Bandes der zweiten Abtheilung.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Mels, August,

Neue Horizonte historischer Roman aus der Gegenwart

Bd.: 2,1

Leipzig (1876)